



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 14, Nr. 9 September 15, 1961

Köln: Bund-Verlag, September 15, 1961

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Hauptbahnhof Frankfurt. Junge Finnin begrüßt junge Landsleute, die zu Besuch zur Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands kommen. (Siehe Reportage)

Köln, 15. September 1961 · 14. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Foto: Udo Hoffmann





Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes hat einstimmig folgende Verlautbarung zur Bundestagswahl 1961 beschlossen:

An alle

Arbeiter,

Angestellten

und Beamten!

Am 17. September 1961 wählt das deutsche Volk den Bundestag, seine höchste Vertretung in der Demokratie.

Ihr und Eure Angehörigen, Ihr habt darüber zu entscheiden, wer in den kommenden Jahren das Geschick unseres Volkes bestimmt.

Hunderttausende von Arbeitnehmern und ihre Angehörigen haben 1957 nicht gewählt. Das darf sich nicht wiederholen. Demokratie bedeutet Recht auf die freie Wahl der Vertreter des Volkes. Wer sein Wahlrecht nicht ausübt, verzichtet auf die Berücksichtigung seiner Meinung und verliert das Recht zur Kritik.

Seid Euch Eurer Verantwortung bewußt, wägt sorgsam, bevor Ihr Euch entscheidet, aber entscheidet Euch!

Wählt nur solche Abgeordnete, die bewiesen haben, daß sie zuverlässige Demokraten sind und für eine fortschrittliche Sozialordnung eintreten. In der Demokra-

tie werden die Gesetze vom Parlament gemacht – von den Abgeordneten, die das Volk sich selbst gewählt hat.

Die Gewerkschaften sind keine politische Partei und wollen es nicht sein – sie sind auch kein Parteiersatz. Die Arbeitnehmer müssen selbst entscheiden, welcher Partei und welchen Kandidaten sie ihre Stimme geben. Die Gewerkschaften haben den deutschen Bundestag seit seinem Bestehen immer wieder auf seine Verpflichtung hingewiesen, in der Gesetzgebung allen Arbeitnehmern sozialen Fortschritt, wirtschaftliche Sicherheit und persönliche Freiheit zu gewährleisten.

Wesentliche Forderungen der Arbeiter, Angestellten und Beamten wurden leider gar nicht oder nur unzureichend erfüllt. Der Einfluß anderer gesellschaftlicher Gruppen war zu stark. Daher bleibt noch vieles zu tun, um unser demokratisches Gemeinwesen zu einem wahrhaft sozialen Rechtsstaat auszugestalten.





Fotos: Udo Hoffmann

Vom künftigen Bundestag erwarten die Gewerkschaften insbesondere,

- daß er durch eine nachdrückliche Politik zur Wiedervereinigung unseres Vaterlandes in Frieden und Freiheit beiträgt;
- daß er sich für die Erhaltung des Friedens und für eine internationale, allgemeine, kontrollierte Abrüstung energisch einsetzt;
- daß für alle Arbeiter im Falle der Krankheit das gleiche Recht wie für die anderen Arbeitnehmer durch volle Lohnfortzahlung vom Arbeitgeber verwirklicht wird;
- daß eine fortschrittliche Neuordnung der Krankenversicherung ohne irgendwelche zusätzliche Kostenbeteiligung der Versicherten erfolgt;
- daß die Unfallversicherung und die Rentengesetze weiter verbessert und bestehende Ungerechtigkeiten für einzelne Arbeitnehmergruppen beseitigt werden;
- daß die Gesundheit und Arbeitskraft der schaffenden Menschen durch Vorbeugung, verbesserten Arbeitsschutz, längeren Mindesturlaub und zielstrebige Wiederherstellungsmaßnahmen gesichert werden;
- daß für die Jugend gleiche Startchancen für den bildungsmäßigen Aufstieg

durch eine zeitgemäße bundesgesetzliche Regelung der Berufsausbildung, der Ausbildungsbeihilfen und der gesamten Jugendhilfe gesichert und die Mängel im Jugendarbeitsschutzgesetz beseitigt werden;

- daß die rechtliche, soziale und materielle Stellung der Beamten verbessert wird;
- daß der Mißbrauch wirtschaftlicher Macht durch wirksame öffentliche Kontrolle und Ausbau der Kartellgesetzgebung verhindert sowie die Übervorteilung der Verbraucher durch Aufhebung der Preisbindung beseitigt wird;
- daß die Verschleuderung von wirtschaftlichem Besitz der öffentlichen Hand aufhört und dieser statt dessen als ein Mittel der Erhaltung der Preisstabilität, des Wettbewerbs und damit auch der Kaufkraftsteigerung genutzt wird;
- daß die Steuerpolitik nach sozialen Grundsätzen geändert, die einseitige Förderung großer Vermögen beseitigt und durch eine bessere Eigentumpolitik für den Arbeitnehmer eine gerechte Vermögensverteilung und der ihm zukommende Anteil am Sozialprodukt gesichert wird;
- daß ein wirksamer Mieterschutz aufrechterhalten bleibt und der soziale Wohnungsbau nachdrücklich gefördert wird, solange familiengerechte Wohnungen nicht in ausreichendem Maße zu angemessenen Mieten erhältlich sind;

daß die volle Mitbestimmung der Arbeitnehmer und ihrer Gewerkschaften auf die größeren Unternehmen aller Wirtschaftszweige ohne Unterschied der Rechtsform ausgedehnt und die überbetriebliche Mitbestimmung auf paritätischer Grundlage ausgestaltet wird.

Arbeiter, Angestellte und Beamte!

Über alle diese Forderungen entscheiden die von Euch zu wählenden Abgeordneten – deshalb sorgt dafür, daß Eure Vertreter in den Bundestag kommen! Vergeudet keine Stimme an Splittergruppen! Nur zuverlässige Demokraten dürfen im Bundestag Sitz und Stimme haben. Hütet Euch vor den offenen und versteckten Feinden der Demokratie – gleichviel, woher sie auch kommen! Wählt einen Bundestag, der die Bundesrepublik zu einem Musterstaat sozialer Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenwürde macht. Ihr helft damit auch den Menschen jenseits des Eisernen Vorhanges in ihrem Kampf um Selbstbestimmung und Wiedervereinigung. Euer Schicksal liegt in Eurer Hand!

Deutscher Gewerkschaftsbund
Der Bundesvorstand

Literatur-Party

Entstanden war die Idee nach einer Anregung vom Institut für Jugendgruppenarbeit im Haus am Rupenhorn. Wir wollten ohnehin weg von der althergebrachten Form des Literaturabends, bei dem die Gruppe durch einen sachkundigen Referenten in das Wesen der Dichtung oder in das Werk eines bestimmten Dichters oder Schriftstellers mit Hilfe von biografischen Daten, Leseproben u.ä. eingeführt wird. Zweifellos vermag auch dieser methodische Weg im Einzelfall einen Beitrag zur Erziehung zum künstlerischen Lesen zu leisten und damit als sinnvoll gerechtfertigt sein; im allgemeinen aber – das hat die Erfahrung gezeigt – bleibt ein solcher Abend letztendlich ohne spürbare Resonanz. Also versuchten wir es einmal anders. Der Einladung zu unserer Party folgten die Gruppenleiter bzw. literarisch interessierten Gruppenmitglieder bereitwillig, obgleich jeder Teilnehmer einen Unkostenbeitrag von DM 1.– entrichten mußte. Wir hatten unsere Gäste nämlich nicht – wie sonst zumeist üblich – durch einen hektografierten Brief, sondern mit einer von unserer Werbegruppe entworfenen und hergestellten Einladungskarte angesprochen. Außerdem hatte das rechtzeitig ausgehängte, wirksame Plakat die Besucher unseres Hauses auf diesen Abend aufmerksam und neugierig gemacht. Nach der Begrüßung zog jeder Teilnehmer ein Los, das ihn einer der vier Gruppen zuwies, deren Namen (Tiger, Hauser, Galilei und Fabian) den Werken der im Mittelpunkt des Abends stehenden Schriftsteller Tucholsky, Brecht und Kästner entlehnt waren. Jede der Gruppen hatte die gleichen Aufgaben zu erfüllen, wobei insofern der gefürchtete „Leerlauf“ vermieden werden konnte, als die einzelnen Gruppen gleichzeitig in verschiedenen Räumen begannen und nach einer festgelegten Zeit wechselten. Da war ein literarisches Silbenrätsel zu lösen, in dem z.B. nach dem Herausgeber der „Weltbühne“, den Pseudonymen Tucholskys, nach dem Verfasser des dem Brecht'schen Theaterstück als Vorlage dienenden Romans „Die Mutter“ gefragt war u.ä. Des weiteren mußten die Gruppen eine Bio-



graphie über einen der drei Schriftsteller verfassen, wozu Lexika und andere Nachschlagewerke zur Verfügung standen. Aber auch Pfeilwerfen und Minigolf gehörten mit dazu. Nach einer willkommenen Unterbrechung am kalten Büfett ging es mit neuen Kräften in den zweiten Teil. Auch hier wechselten wieder literarische und allgemeine Fragen einander ab. War es schon nicht leicht, unter drei in Form und Inhalt ähnlichen Gedichten das richtige dem jeweiligen Autor zuzuordnen, als noch schwieriger erwies es sich, bestimmte Geräusche, wie z.B. die Stimmungskulisse eines Stierkampfes oder das Klappern von Geschirr, zu identifizieren.

Am Ende saßen wir noch beisammen und besprachen die Resultate der Gruppen. Und noch auf dem Heimweg ging mancher Teilnehmer mit sich ins Gericht: Das Gedicht von Kästner, die Erzählung von Tucholsky, das Schauspiel von Brecht hättest du aber eigentlich längst gelesen haben müssen. Also auf zur nächsten Bücherei! Interesse für Literatur erwecken – das eben sollte der Sinn unserer Literatur-Party sein. Unsere Gruppenleiter werden die gemachten Erfahrungen gut verwerten können.

Egon Brinkmann

Das Wahlplakat 1961

Die auf den Seiten 2 und 3 abgebildeten Wahlplakate sind aus einem Plakatwettbewerb, den die Jungsozialisten für alle in der Bundesrepublik ansässigen jungen Maler und Grafiker ausgeschrieben hatten. Als Thema für die jungen Künstler war der „Neue Stil“ in der Politik gestellt. Persönliche und politische Diffamierungen des politischen Gegners sollten also nicht erlaubt sein, vielmehr sollte die „trotz aller natürlichen Unterschiede zwischen den Parteien gemeinsame Bemühung zur Lösung jener großen Aufgaben, die dem ganzen deutschen Volk gestellt sind“, in einer gültigen Form dargestellt werden. Die Beteiligung war groß. Und es muß für die Jury schwer gewesen sein, die drei ersten Preisträger zu bestimmen, denn viele der Plakate, die wir sahen, hatten ein überdurchschnittliches Niveau. Vielleicht hätte man die „Lösung jener großen Aufgaben“ etwas mehr konkretisieren sollen, um den jungen Teilnehmern am Wettbewerb damit zu helfen. Berlin, Flüchtlinge, Entwicklungshilfe, um nur einige Probleme zu nennen, die nur gemeinsam von allen Parteien der Bundesrepublik gelöst werden können, hätten die Ausstellung gewiß noch bereichert. So stand „Fairneß“ im Vordergrund. Aber auch das ist ja schon viel, wenn man an die Misere unseres Wahlkampfes denkt, der gewiß kein guter demokratischer Anschauungsunterricht ist. Der letzte Wettbewerb für Wahlplakate fand in Deutschland vor dreißig Jahren statt. Die Jungsozialisten haben nun wieder begonnen. Es war ein neuer Anfang. Ein guter.

Hadobu

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundes-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.



Der erste „Abend für junge Leute“ auf dem Bildschirm

Das Gewissen des Abgeordneten.“ – Unter diesem Thema stand der erste „Abend für junge Leute“ des NDR-Jugendfunks im Zweiten Fernsehprogramm. Dem Gastgeber Wolfgang Jäger lag daran zu zeigen, welchen Aufgaben, Problemen und Einflüssen sich ein Abgeordneter gegenübersehen kann. Dazu sollte vor allem ein kleines Stück von Fritz Raab beitragen: Ein Bundestagsabgeordneter gerät in familiäre und innerparteiliche Konflikte, die nur aufgeworfen und absichtlich nicht gelöst werden, um eine eigene Stellungnahme der Zuschauer herauszufordern.

Interessant verlief der Versuch, Gäste im Studio und Zuschauer vom heimischen Bildschirm aus per Telefon an einer Diskussion mit drei jungen Bundestagsabgeordneten zu beteiligen. Die Fragen kamen recht präzise, aber der Verdacht, sie könnten verabredet gewesen sein, wurde von den Anrufern selbst verschleudert. Denn diejenigen, die wohl die Echtheit der Telefonverbindung prüfen wollten, ließen es an Ulk nicht fehlen.

„Gibt es in Ihrer Partei den Fraktionszwang?“ fragte Wolfgang Jäger seine Gäste aus Bonn. Dr. Stoltenberg (CDU), Ulrich Lohmar (SPD) und Wolfgang Döring (FDP) verneinten einmütiger, als sie es bei anderen Fragen vielleicht getan hätten.

Dethardt Fissen beleuchtete in zwei kurzen Filmen das Leben junger Hamburger Bürgerschaftsabgeordneter. Ernst und überlegt klang die Erklärung des Abgeordneten Damm auf die Frage eines jungen Beamtenanwärters, warum er überhaupt dieses Ehrenamt übernommen habe.

Dieser „Abend für junge Leute“ war das Debüt des Jugendfunks im Fernsehen. Damit hat der „Abend für junge Hörer“ – 92 gingen bisher durch den Äther – ein optisches Gegenstück bekommen.

DGB:

Selbst- bestimmung und Friedensvertrag für alle Deutschen

Die Bundesvorstand und der Bundesausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes stimmten auf ihrer Sitzung in Berlin einmütig einer Entschliebung zu, in der die brutale Gewaltpolitik der SED-Machthaber und die widerrechtliche ZerreiBung der deutschen Hauptstadt Berlin mit aller Schärfe verurteilt wird. Die Entschliebung hat folgenden Wortlaut:

Bundesvorstand und Bundesausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes sind am 22. und 23. August 1961 in der deutschen Hauptstadt Berlin zu einer außerordentlichen Sitzung mit dem Thema „Berlin“ zusammengetreten.

Mit Abscheu haben Bundesvorstand und Bundesausschuß des DGB an Ort und Stelle die brutalen Abriegelungsmaßnahmen an den Sektorenübergängen Ostberlins durch Stacheldraht, Betonmauern, Volkspolizei und Panzer erlebt. Die mit russischen Maschinenpistolen ausgerüsteten Betriebskampfgruppen zeigen deutlich, wie verlogen die sogenannte Friedenspropaganda der SED und des kommunistischen Gewerkschaftsbundes ist.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund gibt seiner tiefen Empörung über die widerrechtliche und unmenschliche ZerreiBung der deutschen Hauptstadt Berlin durch die Kommunisten Ausdruck.

Diese Willkürmaßnahmen sind eine flagrante Verletzung der Vier-Mächte-Vereinbarung über Berlin. Darüber hinaus werden die Menschenrechte, die von der Sowjetunion in der Erklärung der Vereinten Nationen verbürgt sind, von ihr mit Füßen getreten. Ebenso ist die von der Sowjetunion unterzeichnete Verfassung der Internationalen Arbeitsorganisation gebrochen worden.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund dankt den Berliner Gewerkschaftern und der Bevölkerung dieser Stadt für ihre großartige Haltung, die sie in diesen gefährvollen Stunden gezeigt haben. Der DGB hat ernste Sorge, daß die Willkürmaßnahmen der Zonenmachthaber zu einer verhängnisvollen Entwicklung führen können, wenn ihnen nicht entschieden genug entgegengetreten wird.

Im Namen der deutschen Arbeitnehmerschaft in Ost und West fordert der DGB daher,

1. die Vereinten Nationen wegen Verletzung der Menschenrechte in Ostberlin und in der Sowjetzone anzurufen, damit die von Chruschtschow und Ulbricht durchgeführte Abriegelung Ostberlins und der sowjetischen Besatzungszone beseitigt wird;
2. eine freie, geheime allgemeine Volksabstimmung in ganz Deutschland unter Kontrolle der Vereinten Nationen durchzuführen, damit das deutsche Volk in freier Selbstbestimmung über seine Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit entscheiden kann;
3. von allen verantwortlichen Mächten, entschlossen darauf hinzuwirken, daß unverzüglich Verhandlungen zum Abschluß eines Friedensvertrages für ein wiedervereinigtes Deutschland aufgenommen werden.



DGB-Jugend verurteilt Haßpropaganda der FDJ

Mit Abscheu wendet sich die Gewerkschaftsjugend der Bundesrepublik gegen den „Kampfauftrag“ des Zentralrats der sowjetzonalen Staatsjugendorganisation, mit dem die Jugendlichen aufgefordert werden, den „Haß in jedes Herz“ zu tragen. Sie sieht in den Hetztiraden dieses Aufrufes, der die Terrormaßnahmen der Zonenmachthaber gegen Ostberlin unterstützt, einen bewußten

Als sofortige Antwort auf die widerrechtliche Abriegelung Ostberlins und die Bedrohung der ganzen Stadt und ihrer Bevölkerung fordert der Deutsche Gewerkschaftsbund, daß die Berliner Wirtschaft noch mehr als bisher durch Aufträge aus der Bundesrepublik gestärkt wird.

Es muß darüber hinaus alles geschehen, die menschlichen Verbindungen zwischen Westdeutschland und Berlin noch enger zu gestalten, um das Los der Berliner Bevölkerung sowie der Flüchtlinge aus der Zone durch praktische Solidarität zu erleichtern.

Auf Grund der Maßnahmen Ulbrichts und seiner Helfershelfer fordert der Deutsche Gewerkschaftsbund, daß die Aussteller der freien Welt nicht an der Leipziger Messe teilnehmen, und daß diese Messe von niemandem besucht wird. Aus den gleichen Gründen müssen gemeinsame sportliche und kulturelle Veranstaltungen in Ost- und Westdeutschland sowie Verhandlungen über entsprechende Abkommen unterbleiben. Bundesvorstand und Bundesausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes rufen die Bevölkerung in der Bundesrepublik überall zu Protestkundgebungen auf, um dem Abscheu über die Willkürmaßnahmen der Machthaber der Sowjetzone Ausdruck zu verleihen und die Solidarität mit

Schlag gegen alle Bemühungen zur Völkerverständigung. Die FDJ-Führung hat damit eindeutig bewiesen, daß ihre angebliche Friedensliebe und ihre Freundschaftsbeteuerungen gegenüber der westdeutschen Jugend verlogene Schlagworte sind. Nach diesem „Kampfauftrag“, der gleichen Methoden der Hitler-Jugend im Dritten Reich entspricht, ist es ein Hohn, daß sich diese Zwangsorganisation für die jungen Menschen in der Zone noch immer „Freie Deutsche Jugend“ nennt.

unseren Landsleuten in Mitteldeutschland und Ostberlin zu bekunden.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund begrüßt die Forderung des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften an die Regierungen Frankreichs, Großbritanniens und der USA, alles zu tun, um die Freiheit Berlins zu erhalten. Er bittet die freie Gewerkschaftsbewegung der Welt, auch weiterhin das deutsche Volk in seinem Kampf um Selbstbestimmung und Wiedervereinigung zu unterstützen.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund stellt fest, daß der sowjetzonale FDGB wiederum durch Unterstützung der brutalen Abriegelungsmaßnahmen des Ulbricht-Regimes die Interessen der schaffenden Menschen in Ostberlin und in der Sowjetzone verraten hat. Dieses Verhalten zeigt erneut, daß der alleinige und berufene Vertreter der Arbeitnehmer ganz Deutschlands und ihr Sprecher in der freien Welt der Deutsche Gewerkschaftsbund ist. Er fühlt sich heute mehr denn je den Arbeitern und Angestellten in Ostberlin und in der Zone verbunden und sieht es als seine größte Verpflichtung an, sie in ihrer Not und Rechtlosigkeit nicht im Stich zu lassen.

Foto: dpa



Philipp Seibert, der 1. Vorsitzende der GdED, begrüßt die finnischen Kollegen



Franz Eichinger, der 2. Vorsitzende der GdED, feierte im Hans-Jahn-Heim Wiedersehen mit den finnischen Kollegen.

Finnische Gäste bei der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands

Tervetuloa". Mit diesem finnischen Begrüßungswort hieß Hans Hartmann, der Bundesjugendsekretär der GdED, finnische Eisenbahner in Frankfurt willkommen. – Eine junge Finnin, die als Dolmetscherin für die ersten beiden Tage unsere Begleiterin war, hatte uns dieses erste finnische Wort beigebracht.

Diese erste größere Kontaktaufnahme zwischen finnischen und deutschen Eisenbahnern wurde im vorigen Jahr beschlossen, als Franz Eichinger Gast der finnischen Gewerkschaft war. Dort wurde ihm Uolevi Lappi, ein Angestellter des Sozialwerks der finnischen Eisenbahnen, als Begleiter mitgegeben. Jetzt erwiderte Kollege Lappi mit einer kleinen Delegation diesen Besuch. – Nach kurzer Rast in Frankfurt fuhren wir mit den finnischen Freunden in den Taunus und besuchten dort die Bundesschule Oberursel. Die finnische Eisenbahnergewerkschaft, SRL, betreibt zur Zeit keine direkte Jugendarbeit; so waren die ehrenamtlichen Funktionäre an dem Studium der deutschen Gewerkschaftsjugendarbeit sehr interessiert, um daraus Erfahrungen für ihre eigene Arbeit zu sammeln. – Am Montag zeigten wir ihnen Frankfurt mit seinen Sehenswürdigkeiten und natürlich auch den Flughafen, wo gerade eine finnische Maschine zur Freude unserer Gäste landete. Vor der Weiterfahrt nach Rottach wurde noch das Gewerkschaftshaus besichtigt. Hier begrüßte der erste Vorsitzende der GdED, Koll. Seibert, die Finnen und wünschte ihnen eindrucksvolle, aber auch erholsame Tage als Gäste der Gewerkschaft in Deutschland.

Am Nachmittag fuhren wir „natürlich mit der Eisenbahn“ zum Bergjugendheim „Hans Jahn“, dem Hauptziel der Freunde aus dem fernen Finnland.

Hier wurden sie auf das herzlichste vom Koll. Franz Eichinger (zweiter Vorsitzender der GdED) begrüßt. In einer kurzen Ansprache berichtete er von seinen Eindrücken in Finnland, von dessen schönen Städten im Süden, den unermesslichen Wäldern und Seen in Lappland und von der Kameradschaft und Gast-

freundschaft, die ihm dort zuteil wurde. Er betonte, wie sehnlich ihm ein Herzensbedürfnis sei, ständig die Begegnung der deutschen Eisenbahnerjugend mit möglichst vielen jungen Kollegen aus befreundeten Ländern zu fördern und zu erweitern. Die Eisenbahner seien zur Förderung der internationalen Völkerverständigung besonders berufen, da ja die Schienen auch über die Grenzen liefen.

In den behaglichen Räumen der Hütte fühlten sich unsere Gäste bald heimisch, und der Kontakt zwischen Finnen und Deutschen war bald hergestellt. Außer Uolevi sprach keiner deutsch und von uns keiner finnisch. So fand die Unterhaltung an Hand von kleinen Taschenwörterbüchern und mit vielen Gesten statt, ansonsten dolmetschte Uolevi.

Auf Bergwanderungen und Fahrten in die Umgebung lernten sie Land und Leute kennen. In München zeigte ihnen Kollege Hans Vogel das große Reparaturwerk der Bundesbahn für Nachrichtengerät. – Ein Besuch des Hofbräukellers gehörte natürlich genauso zum Programm wie eine Stadtrundfahrt.

Ein Höhepunkt war die Busfahrt nach Innsbruck, der Hauptstadt von Tirol, die alle 14 Tage für die Gäste der Hütte veranstaltet wird. Die Busfahrt führte durch die schönsten Gegenden Oberbayerns und durch das Inntal in Österreich zu dem alten, schönen Innsbruck. – Die Abende auf der Hütte wurden bei gemeinsamem Spiel und Tanz verbracht. Die Mitarbeiterinnen der Hütte waren begehrte Tanzpartnerinnen und unsere finnischen Freunde die eifrigsten Tänzer.

Diese erste Begegnung mit den Kameraden aus Finnland war für alle Teilnehmer ein bleibendes Erlebnis und ein kleiner Baustein an dem großen Ziel der internationalen Verständigung.

U. H.

Verständigung mit Hilfe des Wörterbuches



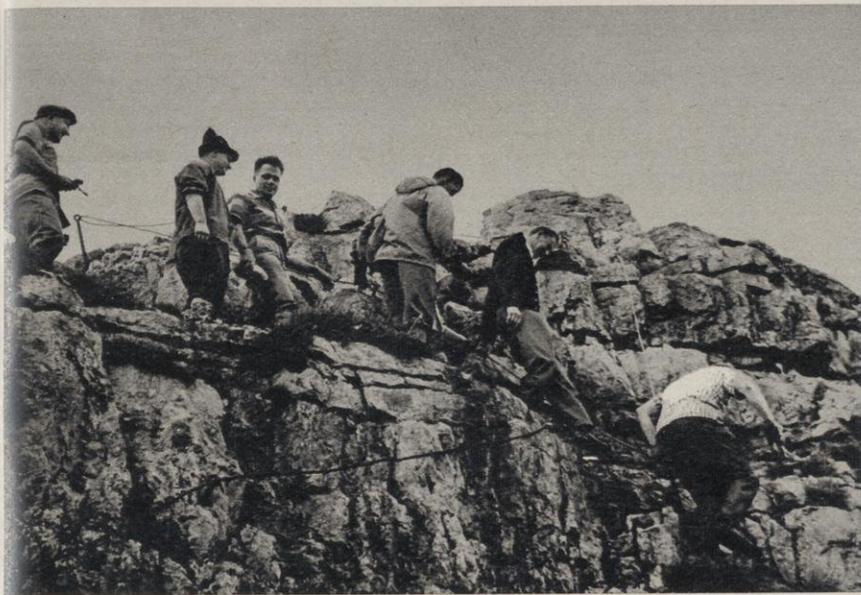


Auf dem Balkon des Heims



Milchgesichter beim Tanz in der Hütte

Erfrischung in den Wasserfällen in der Nähe des Heims



Abstieg vom Wallberg

Auf der Alm, da gibt's a Milch

Fotos: Udo Hoffmann



„Fall!“

Von Philipp Wiebe

Sie reichte mir das Bier über die Theke und lächelte; sie gehört zu jenen Wirtinnen, die sich mit ihren männlichen Gästen verstehen, die ein trunken-derbes Wort nicht verübeln, die ebenso füllig wie freundlich sind. Stammgäste dürfen sie „Irma“ nennen.

Ich trank das Glas halb leer, wies mit dem Kopf auf die braungestrichene Tür zum kleinen Wirtshaussaal und fragte: „Taubenzüchter- oder Parteiversammlung?“

„Scharfrichter“, sagte Irma.
„Scharfrichter?“ fragte ich, belustigt über Irmas makabren Humor.

„Du glaubst es nicht? Dann schau doch nach!“ sagte Irma.

Das noch halbgefüllte Glas stellte ich auf die Theke und ging zu der braunen Tür, hinter der ich eine deklamatorische Stimme hörte. Ich öffnete und trat behutsam in den Saal. Ein Mann mit baumelnden Armen kam auf mich zu, musterte mich scharf, blieb vor mir stehen. Im Knopfloch seines dunklen Anzugs trug er die gestanzte Abbildung einer zierlichen vergoldeten Guillotine, wohl das Verbandsabzeichen. Rauh flüsterte er mir zu: „Gehören Sie zum Verband?“

Ich folgte meiner Neugier und flüsterte zurück: „Nein, aber ich bin auch...“
„Wollen Sie sich aufnehmen lassen?“
„Vielleicht...“

Zwar glomm Mißtrauen im scharfen Auge, aber er ließ es schweigend geschehen, daß ich mich an einem unbesetzten Tisch niederließ.

Zwanzig betont seriös gekleidete Männer bevölkerten den Saal. Sie unterschieden sich nicht von milden Taubenzüchtern. Ein massiger glatzköpfiger Mann stand hinter einem der Tische und redete. Auch auf seinem Rockaufschlag blitzte die winzige Guillotine. Offenbar war er der Vorsitzende. Ich konzentrierte mich auf seine Worte.

„... und deshalb“, sagte er mit erhobener Stimme, „hat der Verband der ehemaligen Scharfrichter den Bundestag gebeten, den Wünschen der Taxifahrer schnellstens nachzukommen und die längst fällige Todesstrafe wieder einzuführen. Lange, liebe Kollegen, standen wir allein mit unserer Forderung, unser Verband war zu klein, um unseren berechtigten Interessen den notwendigen Nachdruck verleihen zu können. Doch heute, das dürfen wir erleichtert feststellen, wird uns endlich Unterstützung von allen Seiten zuteil. Nicht nur unser verehrter Gönner, der christliche Vizepräsident des Bundestages, nicht nur der christliche Innenminister des Landes Nordrhein-Westfalen, nein, auch die überwältigende Mehrheit des christlichen deutschen Volkes zieht heute mit uns an dem gleichen Strick, um mal einen Fachausdruck zu benutzen. Das wurde auch höchste Zeit, liebe Kollegen! Wenn ein Berufsstand vom Wirtschaftswunder übergegangen wurde, so ist es unser Stand. Der Vorkriegsstandard, der in allen anderen Sparten weit übertroffen wurde, ist bei uns nicht nur nicht erreicht, er existiert überhaupt nicht. Doch das soll und muß sich jetzt ändern! Wir, liebe Kollegen, haben vor und während des letzten Krieges freudig unsere heilige Pflicht erfüllt, willig dienten wir dem Staat, willig wollen wir auch weiterhin unserem Vaterland dienen. Man redet heute soviel von Demokratie. Ich kann jedoch nur fragen: Ist es demokratisch, Menschen an der Ausübung ihres erlernten Berufes zu hindern? Nach § 131 hat man uns zwar bevorzugt wieder in den Arbeitsprozeß eingegliedert, aber wir alle leiden unter der Berufsfremde.“

Wer von uns sehnt sich nicht nach dem Anblick eines sauber geschorenen Nackens, der fürs Schafott bestimmt ist?“

„Beil!“

Schwermütiges Stöhnen wehte durch den Saal. Mit tragischer Gebärde senkte der Redner den kahlen Kopf, um dann feurig fortzufahren: „Welch Wunder also, liebe Kollegen, daß wir heute noch nationalsozialistischem Gedankengut anhängen! Welch Wunder, daß wir noch immer nicht auf dem uns so unfreundlichen Boden der Demokratie stehen! Zwar bestehen nun begründete Aussichten, daß sich unser politisches System dem des befreundeten Spanien annähert, trotzdem werden die guten, arbeitsreichen Jahre der Zeit von 1933 bis 1945 nicht so schnell wiederkommen. Diese Zeit, da in unserem Vaterland mehr Scharfrichter als in der gesamten übrigen Welt treu ihrem Beruf nachgingen, ist vorbei. Damit müssen wir uns abfinden. Gleichwohl darf uns heute die Hoffnung beflügeln, daß das unter dem Druck der Feindmächte entstandene Grundgesetz bald geändert wird, damit wir alle nochmal am Schafott arbeiten können, damit wir wieder Mördern, Gesinnungslumpen, Vaterlandsverrättern und Intellektuellen den Nacken ausrasieren dürfen und sie mit dem stolzen Gefühl, die

„Fall!“

Vollstrecker gerechter Strafe zu sein, zum Fallbeil oder zum Strick geleiten können. – Im festen Vertrauen darauf, daß der altehrwürdige Stand der Scharfrichter auch in diesem Land wieder aufblühen wird, beschließe ich meine Ausführungen mit unserem traditionellen Ruf, einem dreifachen: Fall!“

„Beil!“ riefen die Männer im Chor.
„Fall!“
„Beil!“
„Fall!“
„Beil!“

Während die ehemaligen und zukünftigen Scharfrichter stehend ihrem Vorsitzenden applaudierten, sah ich zu meiner Verblüffung, daß alle Nacken peinlich sauber ausrasiert waren. Vielleicht war das ein Akt freundschaftlicher Verbundenheit, einer Verbundenheit, die ja, wie man oft munkeln hört, zwischen Scharfrichtern und ihren Opfern bestehen soll. Nachdem sich der Applaus gelegt hatte, erhob sich ein blasser bebrillter Mann, strich sich über die Stirn und sagte: „Ich danke meinem verehrten Vorredner, dem ältesten unserer

„Beil!“

Zunft, dem es 1934 vergönnt war, den Reichstagsbrandstifter van der Lubbe vom Leben zum Tod zu befördern. – Mir als dem 2. Vorsitzenden fällt nun die schwere Aufgabe zu, unseren kürzlich verstorbenen Kollegen Alois Rust zu würdigen. Er war einer der fähigsten Scharfrichter Deutschlands, was seine Bestätigung schon darin fand, daß er 1944 beauftragt wurde, die Verräter des 20. Juli an Fleischerhaken zu erhängen. Alle jene von uns, die schon mal an Fleischerhaken arbeiten durften, werden wissen, welch eiserne Nerven und welcher Berufsethos dazu gehören. Alois Rust ist nicht mehr, aber uns wird er immer ein leuchtendes Vorbild bleiben!“

Die Scharfrichter erhoben sich wie ein Mann und stimmten das Lied, vermutlich das Vereinslied, an, dessen Refrain lautet: „... vielleicht bist du schon morgen eine Leiche...“ Dann folgte eine Gedenkminute.

Mit frischem Schwung sagte nun der 2. Vorsitzende: „Da unsere Wünsche vor der Erfüllung stehen, halte ich es für angebracht, der Bundesregierung ein Memorandum zu übermitteln, in dem wir vorschlagen, es bei den herkömmlichen Hinrichtungsarten zu belassen, also den Tod durch den Strick oder das Beil zu vollziehen. Die amerikanischen Hinrichtungen durch Gas oder Strom lehnen wir ab. Kollege Wissler, der auf unserer letzten Versammlung über seine Studienreise durch die USA berichtete, hat seine Eindrücke nun auch schriftlich niedergelegt. Er kommt zu dem Schluß, daß der menschliche Kontakt zwischen Scharfrichter und Delinquent bis zum Eintritt des Todes unerlässlich ist. Dieser Kontakt ist beim elektrischen Stuhl nicht möglich, da sich der Scharfrichter beim Exitus außerhalb der Zelle befindet. Ebenso ist es bei Gas. Wer also für Strick und Beil ist, hebe die Hand!“

Alle waren für Strick und Beil.
Der 2. Vorsitzende nickte. Dann sagte er: „Und nun schlage ich vor, der Witwe unseres ehemaligen Arbeitgebers Freissler ein Grußtelegramm zu schicken. Wer ist dafür?“

Wieder flogen alle Hände hoch.
Ein Mitglied rief: „Und ein Danktelegramm an den Innenminister von Nordrhein-Westfalen!“
Alle stimmten zu.

Und ein anderes Mitglied, offenbar der Witzbold des Verbandes, rief unter kollerndem Lachen: „Und Telegramme an die Taximörder! Schließlich danken wir ihnen den Ruf nach der Todesstrafe!“

Alle lachten. Nur der 1. Vorsitzende, dem es wohl an echtem Scharfrichter-Humor gebrach, sagte scharf: „Edmund, laß diese Witze!“

Der 2. Vorsitzende strich sich wieder über die Stirn und erklärte: „Nun kommen wir zum gemütlichen Teil. Franz Huber, unser lieber bayerischer Kollege, will uns nun erzählen, wie sich die Geschwister Scholl bei ihrer Hinrichtung benahmen.“

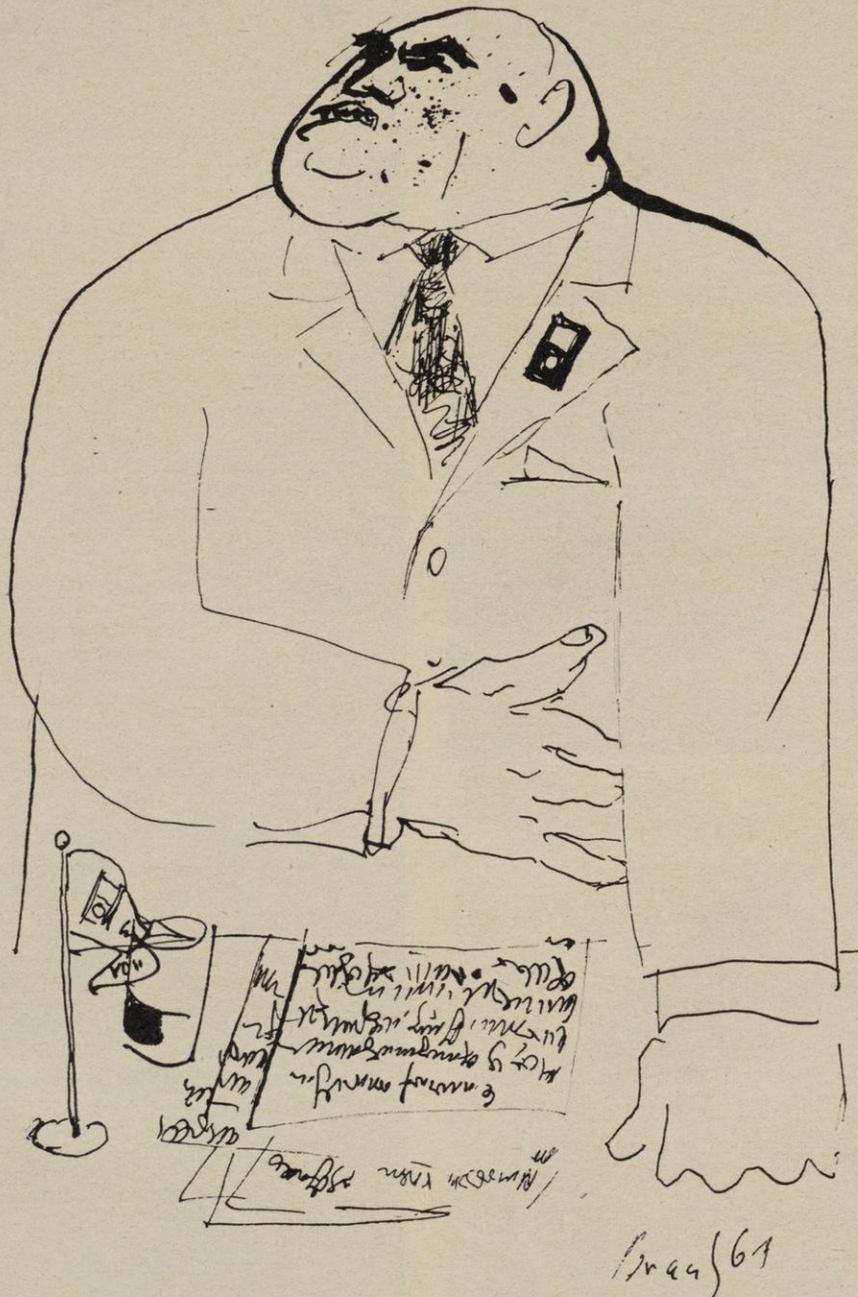
Franz Huber, klein, dick, grinste geschmeichelt, trank sein Bierglas leer und begann: „Ja, dös war so.“

In diesem Augenblick rief der Mann, der mich empfangen hatte: „Moment, Franz! Hier sitzt noch ein Neuer. Er behauptet, auch Scharfrichter gewesen zu sein!“ Dabei zeigte er auf mich.

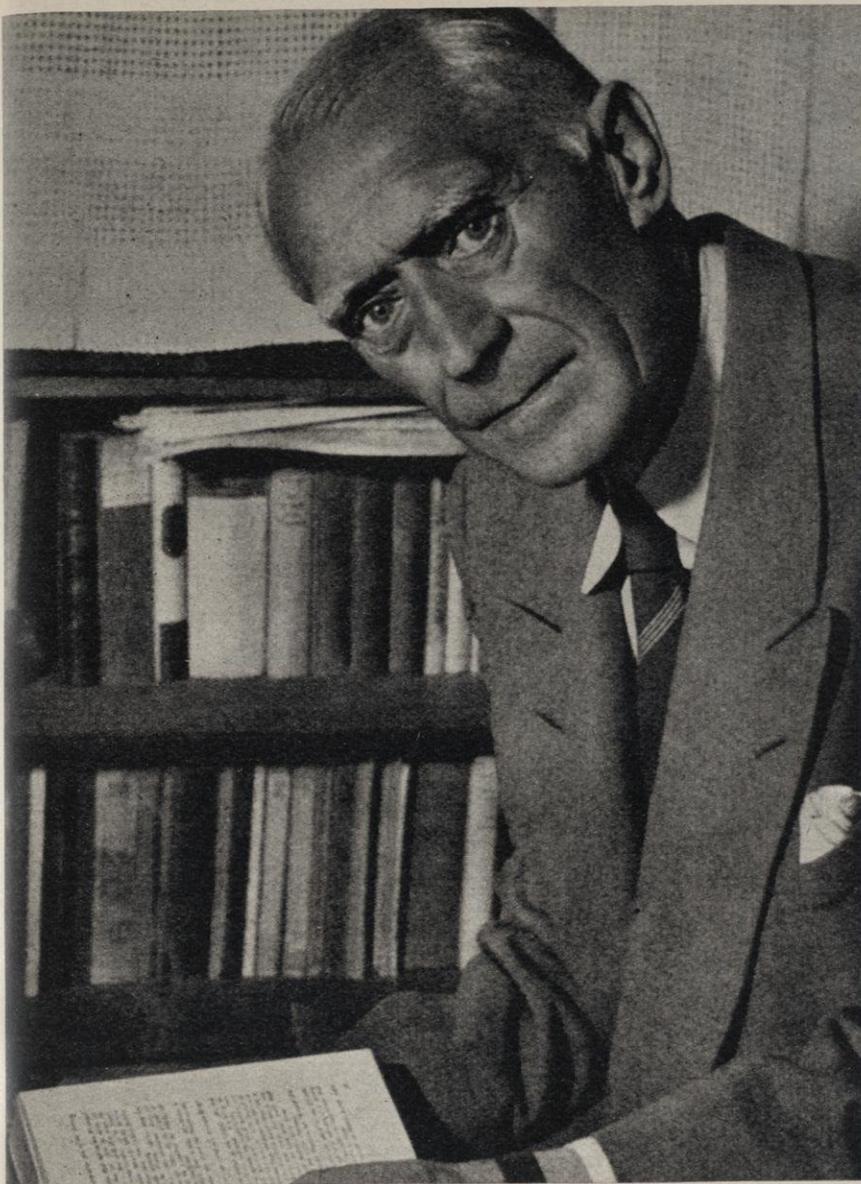
Alle Gesichter wandten sich mir zu. Ich blickte in zwanzig Augenpaare, die tausend und mehr Hinrichtungen gesehen hatten. Es war ein eigentümliches Gefühl. Und man mag es mir nicht als undeutsch anrechnen, daß ich vor Angst schwitzte, daß ich floh, aus dem Saal floh, durch die Gaststube, auf die Straße.

„Dein Bier...!“ hörte ich Irma rufen, aber ich, der ich vielleicht nach künftigen Gesetzesänderungen ein Gesinnungslump sein werde, ich, der ich vielleicht schon ins scharfe Auge meines Henkers geblickt habe, ich piff auf mein Bier. Ich floh!

„Ein törichter Alptraum!“ wird man sagen. Ich hingegen kann darauf nur erwidern: „Hoffentlich!“



Bücher über Afrika



Leonard Frank gestorben

Er war der Sohn eines Handwerkers, war Fabrikarbeiter, Klinikdiener, Autofahrer und schließlich Schriftsteller. Sein erster Roman „Die Räuberbande“, eine Jungengeschichte aus seiner Geburtsstadt Würzburg, erschien 1914. Es bezeichnet seinen Rang als Schriftsteller, daß er für diesen Roman noch im selben Jahr mit dem Fontane-Preis ausgezeichnet wurde. Aber das Jahr seines großen Erfolges war auch das des Beginns des ersten Weltkriegs. Leonard Frank, überzeugter Pazifist, emigrierte in die Schweiz, wo er mit René Schickele die „Weißen Blätter“ herausgab, die das Sprachrohr der Kriegsgegner aller Länder wurden. In der Schweiz gab er 1915 den Roman „Die Ursache“ heraus, der, von Sigmund Freud wesentlich beeinflusst, sich gegen die Todesstrafe richtet. Hier entstand auch „Der Mensch ist gut“, in dem er am Ende des Krieges hoffnungsvoll schrieb: „Sie beginnen zu denken. Das ungeheure Leid hat die Verkalkung zerbrochen. Der Geist zieht über das Land. Das Alte bricht auseinander, getroffen vom Leide und von der wilden Sehnsucht nach Freiheit.“ Der Krieg war zu Ende. Frank kehrte nach Deutschland, wo die Monarchie zerbrochen war und die erste deutsche Demokratie an ihre Stelle trat, zurück. Die Republik ehrte den aufrechten Mann. 1920 wurde er mit dem Kleist-Preis geehrt und 1927 in die Preußische Dichterkademie gewählt. Mit der Heimkehrerzählung „Karl und Anna“, die er später zu einem Schauspiel umarbeitete, errang er Weltruhm. Die Bühnen vieler Länder führten es auf. Noch einmal wandte er sich dem Thema der „Räuberbande“ zu und schuf

mit „Das Ochsenfurter Männerquartett“ eine der schönsten Liebesgeschichten in deutscher Sprache. Der Mensch Frank war gut, aber die Menschen waren es nicht. Die Republik, zermürbt von den alten Kräften der Vorrechte und Unfreiheit, unterlag der Barbarei. Für Leonard Frank begann seine zweite Emigration. Diesmal dauerte sie siebzehn Jahre. An der Schwelle des biblischen Alters stehend, kehrte er wieder nach Deutschland, diesmal in ein geteiltes, zurück. Zwar wurde er von beiden Teilen geehrt, aber seine literarische Beliebtheit kehrte nicht wieder, nur allzusehr hatte die Nazizensur, die seine Bücher verbot, ihn in Vergessenheit gebracht. In München ließ er sich nieder, immer den Menschen zugewandt, immer hoffend, daß sie aus der furchtbaren Vergangenheit und ihrem tiefsten Sturz lernen würden. In seinem letzten Roman schildert er sein Leben. Als Titel wählte er einen Satz aus dem Bekenntnis Gottfried Kellers „Links, wo das Herz ist“. Links – das war für ihn kein Dogma, sondern das Bekenntnis zu einer Welt ohne Vorrechte, der Freiheit, Gerechtigkeit und Liebe, Verständigung der Völker ohne Krieg und Gewalt. Er stand, um das Bekenntnis Gottfried Kellers ganz zu bringen: Auf der Menschheit großer Seite!

Hans Dohrenbusch

Trotz allen guten Willens wissen wir noch immer sehr wenig – oder sehr viel Falsches – von Afrika, und wenn man uns diesen unseren guten Willen weiter glauben soll, so dürfen wir nicht ablassen in dem Bemühen, das wirkliche Afrika kennenzulernen. Drei neue Bücher helfen uns dabei. Da ist Janheinz Jahn, der bei seiner siebenmonatigen Reise durch den Schwarzen Kontinent der Frage nachgegangen ist: Wie lebt der Afrikaner, wenn er keinen Europäer in der Nähe vermutet, sich also nicht verstellt oder „anpaßt“? Jahn hat bei dieser Reise Verkehrsmittel benutzt, die kaum ein Europäer nimmt und die eines Europäers unwürdig zu sein scheinen: das Fahrrad, den einheimischen Omnibus, das Zugabteil 3. Klasse. Er hat mit Afrikanern gelebt, mit ihnen die afrikanischen Speisen gegessen und die Hotels vermieden, in denen Europäer zu wohnen pflegen. Auf diese Weise hat sich ihm Afrika von einer Seite gezeigt, die im allgemeinen vor Europäern verborgen wird, weil Afrikaner die Erfahrung gemacht haben, daß diesen Europäern das Verständnis dafür fehlt, daß sie bestenfalls belächeln. Mit seinem anschaulich und lebendig geschriebenen Buch „durch afrikanische türen“ läßt uns Jahn teilnehmen an seinen Erfahrungen. Wir lernen die Mahlzeiten in afrikanischen Häusern kennen, die afrikanische Höflichkeit, die afrikanische Sauberkeit, die Erotik und den Zusammenhalt der Familien. Wir werden mit dem Leben der Frauen und den Schulproblemen bekannt gemacht. Denjenigen aber, die heute noch immer gern die deutsche Kolonialzeit idealisieren, nimmt Jahn einige Illusionen, und er weist darauf hin, daß die Probleme, die sich den neuen Regierungen stellen, völlig andere sind als die der scheidenden Kolonialherren, und daß, wer sie noch immer aus der Perspektive der Kolonialerfahrung beurteilt, irren muß. Eine wichtige Erkenntnis spricht Jahn aus: Unsere Zeit erfordert „den Übergang von einer Anthropologie des Betrachters zu einer Anthropologie derer, die miterleben“. Das heißt, wir dürfen Afrika und die Afrikaner nicht mehr nur mit wissenschaftlichen Augen sehen und ihr Land, ihr Verhalten als Außenstehende zur Kenntnis nehmen, sondern wir müssen Afrika mit den Afrikanern zusammen erleben. Bemerkenswert in Afrika ist der Rückgang auf alte afrikanische Formen, eine Reafrikanisierung, die auf allen Gebieten vor sich geht: „in der Religion, in der Politik, in der Kunst, in der Literatur. Kein Rückfall jedoch in alte, vergangene Formen; vielmehr wird neuen, modernen Lebensformen afrikanischer Stil aufgeprägt, und die traditionellen Denk- und Stilelemente werden modernisiert und geläutert. Afrika schickt sich an, auf die Füße zu kommen, und es sorgt dafür, daß diese Füße auch wirklich seine eigenen sind.“ Ganz anders geht Herbert Kaufmann in seinem neuen Buch an das Thema Afrika heran. Die Personen in „pfeile und flöten“ sind erfunden, die Institutionen und Ereignisse in dem Volk der Moffu in Kamerun sind so, wie sie der Roman vor unseren Augen erstehen läßt, nicht historisch. Dennoch gibt dieses Buch ein so lebendiges Bild des Lebens und der Probleme in jenem Bereich Afrikas, wie es eine sachliche, historische Schilderung niemals könnte. Kaufmann beweist ein außerordentliches Einfühlungsvermögen in die Menschen, und er hat die Gabe, unendlich viele kleine Dinge, wichtige und am Rande liegende, zu beobachten und festzuhalten, so daß es ihm gelingt, den Leser mitten hinein in das Leben dieses Volkes zu versetzen, das nun auch, nachdem es sich länger als andere die alten Sitten bewahrte, in den Prozeß der Umwandlung mit allen seinen Härten hineingezogen wird. Kaufmanns Buch ist mehr als nur ein Liebesroman, es vermittelt uns das alte Afrika und das Afrika von heute, es läßt uns teilnehmen an den Freuden und den Sorgen seiner Menschen, es läßt uns Dinge begreifen, die uns bisher unverständlich waren, und zwingt

uns zum Nachdenken. Und es liest sich – wie alle Bücher Kaufmanns – spannend wie ein Kriminalroman.

In dem dritten Buch spricht Afrika selbst. Es ist eine Sammlung moderner afrikanischer Erzähler aus Afrika, Amerika und den Antillen, in der uns Janheinz Jahn die bedeutendsten schwarzen Schriftsteller vorstellt. Diese Autoren leben zwar in verschiedenen Erdteilen, aber sie alle tragen das afrikanische Kulturerbe in sich. Wir sollten diese Erzählungen besonders aufmerksam lesen, vor allem auch den Essay von Léopold Sédar Senghor über den Geist der negro-afrikanischen Kultur, der das Bild des Afrikaners, das sich gemeinhin in deutschen Köpfen befindet, wesentlich ändern wird.

Erika Donner

Janheinz Jahn „durch afrikanische türen“, Erlebnisse und Begegnungen in Westafrika, Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln 1960, 279 S., Ln. DM 16,50.

Herbert Kaufmann „pfeile und flöten“, Verlag Styria, Köln-Graz 1960, 359 S., Ln. DM 14,80.

„Schwarze Ballade, Moderne afrikanische Erzähler beider Hemisphären“, herausgegeben von Janheinz Jahn, Eugen Diederichs Verlag Düsseldorf-Köln 1957, Ln. DM 14,50, kart. DM 10,80.

Mit Löchern in der Hose ...

Im Mittelpunkt dieser wahren Geschichte steht ein amerikanischer Verleger, Horace Liveright. In den hektischen zwanziger Jahren gehörten die vielversprechendsten jungen Dichter der Neuen Welt zu seinen Autoren.

Horace Liveright war ein richtiger Bohemien. Der Beruf eines Verlegers schien ihm zugleich Berufung zu sein. Immer hielt er nach neuen, vielversprechenden Talenten Ausschau – von wo immer sie auch kommen mochten.

Einmal sagte ihm einer seiner berühmtesten Autoren: „Lieber Horace, du solltest als Verleger doch etwas mehr Würde zeigen. Dein Privatkontor ist mit einer Reihe zweifelhafter Gesellen überfüllt. Du verbringst einen Großteil deiner Zeit mit Burschen, die Löcher in den Hosen haben ...“

Horace Liveright, der weise und smarte „publisher“ (wie man die Verleger hier nennt) lächelte leise. In Gedanken versunken blickte er vor sich hin.

Schließlich sagte „H.L.“: „Das ist durchaus nicht immer eine Zeitvergeudung, mein lieber Hendrik! Wirklich nicht ... Ich habe da meine eigenen Erfahrungen ...“

Horace Liveright hielt einen Augenblick inne und brannte sich eine Zigarette an. Dann sagte er:

„Einmal kam ein Mann zu mir, der Tellerwäscher in Greenwich Village war. Er hatte darauf bestanden, mit mir zu sprechen. Ließ sich nicht abweisen ... Nun, ich sah mir auch wirklich sein Manuskript an. Es war ein Werk mit 1000 Seiten. Ich veröffentlichte es auch! Und es machte uns beide reich, Hendrik ...“

Der erfolgreiche Autor, der auch sehr viele Leser im deutschen Sprachraum hat, erinnerte sich. Sein Name?

Hendrik Willem van Loon.

M. Minstrel

Eheverbot für Schulbankmütter

Wolfgang und Helen, das blutjunge deutsch-englische Liebespaar, das nach Österreich ausriß, faszinierte die Teenager aller Länder. Die Weltpresse berichtete ausführlich über die sensationelle Odyssee des 19jährigen Schülers Wolfgang Radeck aus dem württembergischen Rottweil und seiner Londoner Brieffreundin Helen Dendy. Würde es ein Happy-End ihrer romantischen Liebe geben? Würde es den Flüchtlingen gelingen, gegen den Widerstand der Eltern die erträumte Hochzeit durchzusetzen?

Fast schien es so. Denn als Mutter Dendy von dem Baby hörte, das unterwegs sein sollte, sagte sie „ja“ zur Heirat. Doch inzwischen hat sich Frau Dendy mit dem Vormundschaftsrichter, mit dem Lehrer und dem Arzt ihrer Tochter unterhalten. Und sagt nun: „Ja – aber in fünf Jahren!“ In fünf Jahren, wenn ihre Tochter neunzehn ist, darf sie Wolfgang heiraten. Falls sie ihn dann noch mag. Das aber ist nach allen Erfahrungen der Psychologen und Scheidungsrichter mehr als zweifelhaft. Die allzufrühe Liebe hat kaum Bestand. Darum dürfen jetzt auch in Deutschland Mädchen unter sechzehn nicht mehr aufs Standesamt. Die Ausnahmegenehmigung des Vormundschaftsgerichtes wird praktisch nicht mehr erteilt.

Junge Männer aber, die die Heiratserlaubnis über ein Baby zu erzwingen suchen, seien gewarnt: Wer sich mit einer noch nicht Vierzehnjährigen einläßt, kommt ins Zuchthaus! Wer ein Mädchen unter sechzehn verführt, hat Gefängnis zu erwarten!

sie das Baby erwachsen gemacht? Ist es die Liebe, die ihr in diesem Augenblick so viel Sicherheit leiht?

Die tiefe Zuneigung und das Einverständnis des Paares lassen auch das Gericht nicht unbeeindruckt. Der gut beleumdete junge Mann, das seinen Jahren offensichtlich weit voraus entwickelte Mädchen erwecken Sympathien. Doch: „Milde und Verständnis haben dort ihre Grenze, wo die Rechtsordnung in Gefahr ist!“

So das auf sieben Monate Gefängnis lautende Urteil. Mit Bewährung – bei diesem Delikt eine seltene Gunst für einen erwachsenen Angeklagten. Heinz W. beieilt sich denn auch, das Urteil anzunehmen.

Die weit größere Strafe für ihn ist, von Annemarie zunächst getrennt zu sein. Denn sie wird nicht für ehemündig erklärt. Die schwere Kunst des Wartens muß also doch noch geübt werden. Nachträglich, wo es vorher so viel einfacher gewesen wäre.

Weshalb?

Warum hat der Vormundschaftsrichter diesen Riegel vorgeschoben und die Eheerlaubnis abgelehnt?

Für Heinz W. konnte es keine Ausnahme geben, weil in der Bundesrepublik Mädchen unter sechzehn grundsätzlich nicht heiraten sollen. Es müssen schon ganz außergewöhnliche Umstände vorliegen, um ein Jugendamt heute noch zu veranlassen, dem Vormundschaftsgericht die Ehemündigkeit einer noch nicht sechzehnjährigen Kandidatin zu empfehlen. Zwei Gründe sind für diese Haltung entscheidend. Das erste Stoppzeichen errichteten die Ärzte. Neuere Forschungen Sexualität neben tiefgreifenden seelisch-charakterlichen Folgen auch schwere gesundheitliche Schädigungen im Gefolge hat. Bis etwa zum achtzehnten Lebensjahr dauert das Knochenwachstum eines jungen Mädchens. Jede vorzeitige Schwangerschaft belastet diese Entwicklung nachhaltig.

Das andere Warnsignal zogen die Scheidungsrichter auf. „Je mehr Teenager-Ehen, desto höher die Scheidungsziffern!“ sagen sie. Und sie beweisen es mit Statistiken, die in manchen Großstädten eine Vervielfachung der Scheidung Minderjähriger während der letzten Jahre registrierten. Der Münchner Jugendamtsleiter Seemann beispielsweise sagt: „Kinderheiraten bedeuten stets akute Scheidungsgefahr!“

Der weit über Bayern hinaus bekannte Jugendpsychologe hält grundsätzlich eine uneheliche Geburt für das kleinere Übel. „Besser ein außereheliches Kind als eine unüberlegte Ehe, die mit einer Enttäuschung endet und später noch viel größeren Schaden anrichtet!“

Dem fortschrittlichen Standpunkt haben sich bemerkenswerterweise auch kirchliche Stellen angeschlossen. So sagt der Direktor des Caritasverbandes, Monsignore Oskar Jandel: „Das uneheliche Kind belastet eine junge Frau bestimmt nicht mehr als eine unglückliche Ehe. Und was die gesellschaftliche Situation angeht, so ist die Position einer geschiedenen Frau auch nicht besser als die einer unverheirateten Mutter.“

Schuld der Eltern

Viele junge Leute werden für diese klare Sprache dankbar sein. Denn es sind die Eltern, die in leider nur allzu vielen Fällen ihre Tochter in eine zweifelhafte Ehe hineintreiben, sobald ein Baby unterwegs ist. Weit über die Hälfte aller Frühehen, wurde soeben bekannt, werden allein aus diesem Grunde geschlossen!

Die Eltern müssen sich sagen lassen, daß mit einer Hals über Kopf arrangierten Ehe nichts mehr zu retten ist, wenn sie die Folge mangelnder Aufsicht beklagen.

Meist aber erstickt die Angst vor dem „Skandal“ jede vernünftige Überlegung. In veralteten Auffassungen befangen, möchten sie die „Schande“ auch um den Preis einer unglücklichen Zukunft der Tochter abwenden. Zu spät erkennen sie dann, daß sie ihrem Kinde die besten Jugendjahre nahmen und obendrein seine Chancen für eine spätere solide Ehe untergruben.

Erweist sich dagegen die Zuneigung allzu junger Liebesleute als wirklich dauerhaft, so können sie ein paar Jahre später immer noch früh genug zueinander finden und ihr Kind dann für ehelich erklären lassen. Wer es gut mit der Jugend meint, das ist die Überzeugung aller fortschrittlichen Psychologen, Ärzte und Seelsorger, sollte diesen Weg weisen. Denn – so sagt der Hamburger Universitätsrektor Prof. Thielicke: „Man kann nicht für Kinder sorgen, wenn man selbst noch ein Kind ist!“



Vor dem Schöffengericht in R. steht Heinz W., 23 Jahre alt und Rangierer bei der Bundesbahn. Er verdient genügend, um einen Hausstand zu gründen, und hätte längst mit Annemarie Hochzeit gemacht, wenn seine „Braut“ die Heiratserlaubnis bekäme. Diese aber hat der Vormundschaftsrichter verweigert, weil das Mädchel erst vierzehn Jahre zählt. Die Lehrerin hat sie aus der letzten Volksschulklasse nach Hause geschickt, als sich das Baby zeigte, das inzwischen zur Welt kam.

Als Annemaries Mutter für ihre Tochter die Eheerlaubnis beantragte, damit das Kind den Namen seines Vaters bekäme, war ein entschiedenes Nein die Antwort des Gerichts. Außerdem wurde das mit der Schwangerschaft des Mädchens begründete Gesuch dem Staatsanwalt weitergeleitet. So kommt es, daß Heinz W. jetzt vor dem Richter steht, statt vor dem Standesbeamten, auf den er hoffte.

Er hat alles gesagt, was zu sagen war. Daß sie aus demselben Dorf stammen. Daß sie sich schon lange kennen. Daß Annemarie keinen Vater und keine Geschwister hat. Daß sich das Mädchel deswegen zu dem Älteren hingezogen fühlte. Daß sie sich von Herzen mögen. Daß es Frühling war damals, als sie zu zweien spazierengingen.

Und daß es ihm aufrichtig leid tut, nicht gewartet zu haben, wo er hätte warten müssen.

Junge Liebe

Nun bangt der Angeklagte vor dem Urteil, das die Richter eben beraten.

Wie er mit sorgenvoller Miene auf den Gang tritt, steht plötzlich eine hübsche junge Person vor ihm. Eine zierliche, sympathische Erscheinung mit großen dunklen Augen im blassen Gesicht. Sie trägt hohe Absätze und mag neunzehn oder zwanzig Jahre alt sein. Mit verstehender, beinahe mütterlicher Bewegung streicht sie dem Aufgeregten über die Wange. Leise spricht sie ihm Mut zu.

Es ist – das Opfer, die jugendliche Mama! Hat





Mit Picken und Preßlufthämmern gruben sich die Jungen wortwörtlich in den felsigen Boden.

Text und Fotos: Andrea Schmidt

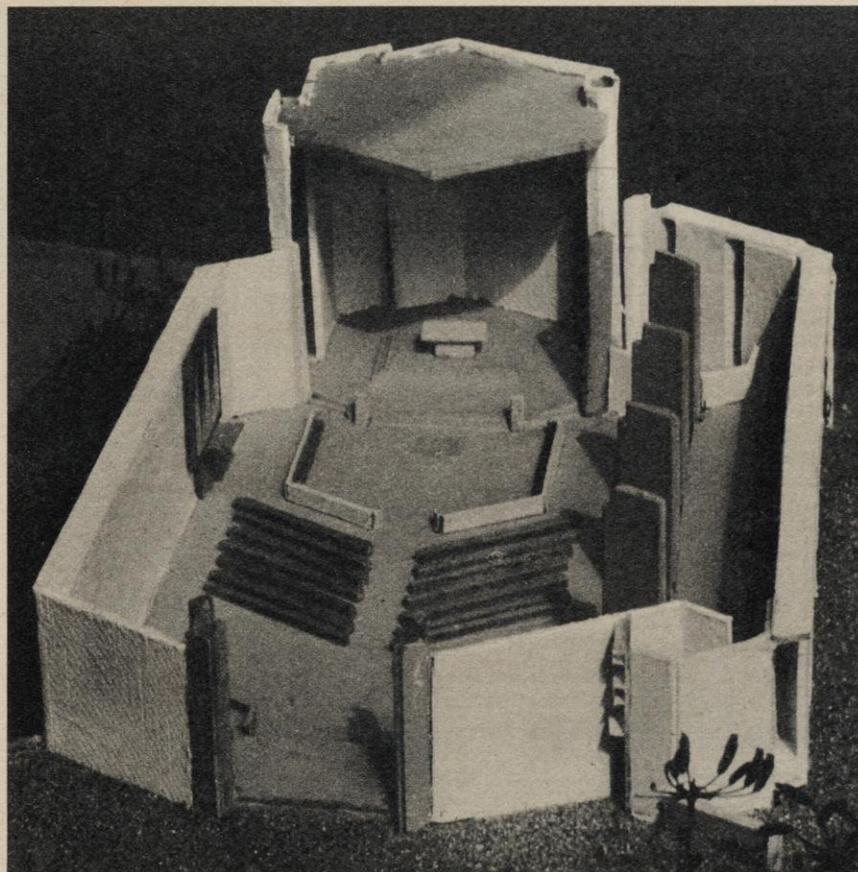
Wer erschrocken ist, was frevlerische, hemmungslose Selbstbehauptung eines Volkes, unseres Volkes, an grauvoller, systematischer Unmenschlichkeit hat verüben und geschehen lassen – wer verstanden hat, daß man sich selber Rechenschaft geben muß und sich davon auch durch Mitverschulden anderer und ihre etwaige Einsichtslosigkeit nicht abbringen lassen darf... der trete der Aktion „Sühnezeichen bei...“

Die evangelische Kirche hatte Angehörige aller Konfessionen zur „Aktion Sühnezeichen“ aufgerufen, und es meldeten sich mehr junge Menschen, als man zu hoffen wagte, 70 v.H. von ihnen Arbeiter und Handwerker, viele weder kirchlich erzogen noch gesonnen. Die meisten von ihnen verlassen einen „guten Job“ in Deutschland, um ein halbes Jahr oder ein ganzes zu opfern für Bauarbeiten, die sie gegen ein Taschengeld verrichten. Sie bauen Arbeiterferienhäuser, Kinderheime, Kirchen, Zisternen, Wohnhäuser unter griechischer Sonne, in Norwegens Polarzone, an Hollands Küste und nun in Frankreich. „Unbewältigte Vergangenheit“ – Sühne – Frankreich... ich wühle mich in geschichtliche Erinnerungen. Geschichte ist ein Gewebe aus tausend Fäden, nichts ist darin isoliert aus sich bestehend, alles hat Zusammenhang, Ursache, Wirkung, auch das Nazireich. Versailler Vertrag, Ruhrkampf, Namen wie Clemenceau und Poincaré, Unversöhnlichkeit, Einkreisung. Der Tanz der Geschichte jagt durch die Schrecken des ersten Weltkrieges zurück zu dessen Beginn: Wilhelm II., Marokko, das deutsche Elsaß, „Revanche! Revanche!“... Frankreich – Deutschland – Frankreich – Deutschland. Ich fahre nach Burgund, fahre über eine Grenze: jenseits deutsche Namen, aber aus -hausen wurde -house, aus -burg -bourg, aus -weiler wurde -willer. Allmählich werden die Namen wirklich französisch: Belfort – einst Festung, Besançon – einst Festung. Ich lese eine Rede des „großen alten Generals“ de Gaulle: eine einzige Glorifizierung der „Kunst des Soldaten“ – und ich denke an Algerien. Deutsche Sühnezeichen in Burgund. Ich will die Jungen dort fragen, was sie von der Geschichte wissen, für deren Grausamkeiten sie sühnen wollen. Kennen sie die Bedingungen von Versailles, deren Wahnsinn die Hebamme des Rechtsradikalismus war, kennen sie Clemenceaus Starrsinn, der den deutschen Republikanern jeden Erfolg verweigerte: „Le boche payera tout!“? Kennen sie...? Ich will sie fragen, ich will...

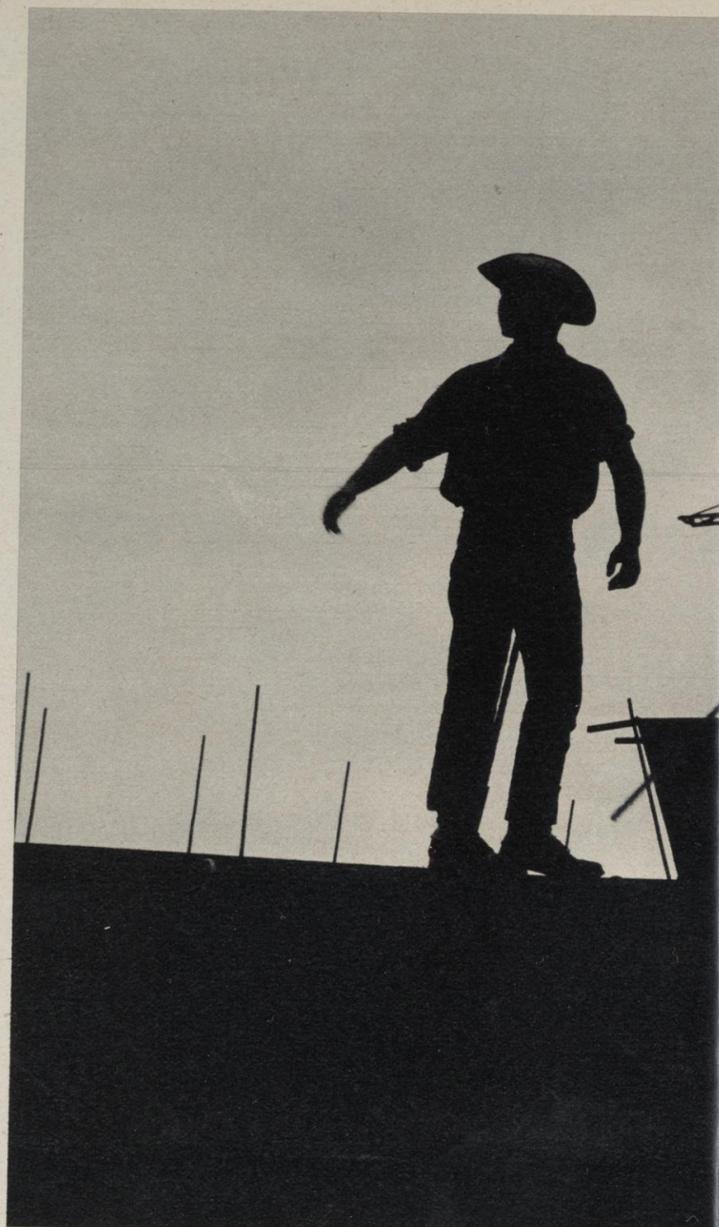
Sühne

in

Frankreich

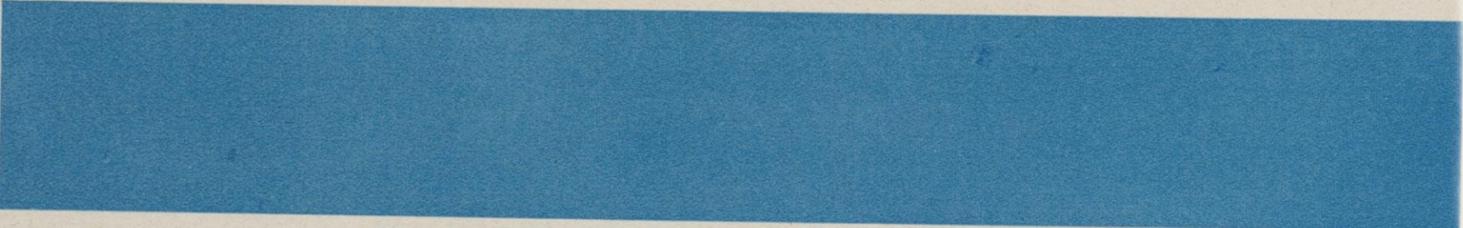


Das Modell der „Sühnekirche“ von Taizé. Die Kirche wird dem Gedächtnis aller Opfer der Unduldsamkeit und der gewissenlosen Gewalt gewidmet sein.



Wenige französische und italienische Facharbeiter weisen die deutschen Jungen an, die Bauleitung übernahm eine französische Firma. Die Verständigung ist nicht immer ganz einfach, aber mit etwas Geduld auf beiden Seiten klappt es doch.

Die „Sühnemänner“ tragen alle den gleichen Haarschnitt - das ist der Kunst des „Lagerfriseurs“ zu danken, der dieses Handwerk nicht gelernt hat.



Sie bauen unter griechischer Sonne, in Norwegens Polarzone, an Hollands Küste und nun in Frankreich.



Feierabend im Sühnelager



Und dann steh ich auf der Baustelle, auf einer Höhe mitten im weiten burgundischen Land, Steine unter den Füßen, Steine, Steine. Und um mich herum schufften die Jungen aus Berlin, aus Hagen, aus Köln. Nein, zum Schwätzen haben sie keine Zeit. Interview, Presse? Quatsch! Sie arbeiten! Nachdem die dünne Schicht Mutterboden von der Baustelle geschürft war, stellte sich heraus, daß der Grund fast nur aus Fels besteht. Dynamit? Wird für Algerien gebraucht, nicht für Bauplätze. Da nahmen die Jungen Preßluftschlämmer und Piketen in die Hand und gruben sich wortwörtlich in den Fels hinein - bis doch etwas Dynamit geliefert wurde. Dann wurde gesprengt, geschaufelt, geschaufelt, gesprengt. Und jetzt werden die Fundamente gegossen für eine architektonisch schwierige Kirche. Nur einige der Jungen sind vom Fach, viele „Kaufmänner“, Techniker, Angestellte, nicht gewöhnt an die körperlich harte Arbeit. Sie zählten mit Muskelkater und Schwielen, bis sie ebenso zupacken konnten wie ihre Kameraden vom Bau und die wenigen italienischen und

französischen Fachleute, die ihnen helfen. Der Ton ist rau, aber kameradschaftlich, Wort und Tat sind konzentriert auf den Bau, der in mehr als achtstündiger Arbeit am Tag zügig wächst. Ein Zeichen der Sühne? Ja! Vielleicht kennen diese Jungen - und die Mädchen in der Küche - wirklich kaum Namen wie Clemenceau und Poincaré, vielleicht können sie nur wenige Zahlen herschnurren aus der Geschichte von Ludwig XIV. bis zum Wahnsinnsgedröhn des zweiten Weltkrieges, aber ratlos standen sie vor dem unheimlichen Phänomen, daß Menschen Menschen umbringen, weil sie verschiedene Sprachen sprechen; in fassunglosem Schrecken müssen sie davon hören, daß Menschen wie Viehherden zusammengetrieben wurden und ermordet, ermordet, ermordet, nur weil sie „falschen“ Blutes waren. Das ist unausdenkbar, unvorstellbar, und doch ist es wahr. Und in grenzenloser Weise sind Menschen schuldig geworden, Menschen unseres Volkes. Man kann nicht daran vorbeigehen, als sei die Welt heil ge-

blieben, als seien die furchtbaren Wunden nicht, die immer noch brennen. Die jungen Leute lassen sich nicht betäuben vom faulen Optimismus einer Umwelt, die vergessen will. Sie lassen sich nicht betören von der unendlichen Aufrechnung: hättet ihr nicht, dann hätten wir nicht... hättet ihr, dann hätten wir...! Sie sind betroffen von der eigenen Schuld, von der Schuld ihrer Eltern und Brüder und fühlen, daß etwas geschehen muß, wenn die Schuldhaftigkeit des Menschen, des simplen, satten Bürgers, nicht weiter und weiter ins Unerträgliche sich steigern soll. Sie halten nicht viel von großartigen Reden und Veranstaltungen, aber der Aufruf der Aktion Sühnezeichen hat sie aus der Ratlosigkeit gegenüber dem Unfaßbaren herausgelöst. Für Monate harter Arbeit pfeifen sie auf gut bundesbürgerlichen Lohn, lassen zuweilen verständnislose Eltern und Arbeitgeber zurück und bauen in einem armen burgundischen Dorf eine Kirche der Versöhnung. Sie wissen, daß sie nicht „wiedergutmachen“ können, aber sie wollen ein Zeichen des Friedens über

der ehemaligen Zerstörung aufrichten in der Erkenntnis, „daß Vergeltung und Aufrechnung von Schuld gegen Schuld eine Kette des Unheils in der Geschichte zur Folge haben, daß einzig Versöhnung wirklich die Kraft hat, den endlosen Reigen wechselseitiger Vernichtung zu unterbrechen, einen neuen Anfang gesunder Nachbarlichkeit zu setzen, einem Frieden in annehmbarer Gerechtigkeit Raum zu schaffen“. In froher Unbefangenheit leben die jungen „Bauleute“ diese Nachbarlichkeit bereits mit ihren neuen französischen Freunden, die sie mit Anerkennung und Dankbarkeit empfangen haben und die dies Zeichen verstehen. Düstere Wolken ballen sich am politischen Himmel. Die jungen Deutschen errichten nicht nur ein Mal, das eine dunkle Vergangenheit verurteilt, sie weisen zugleich mahnend und bittend in die Zukunft! Die Kirche wird in besonderer Weise allen Opfern der Unduldsamkeit und der gewissenlosen Gewalt gewidmet sein. Andrea Schmidt

... der werfe den ersten Stein

United Artists

Im Jahre 1901 wurde in Illinois, USA, der nicht sehr vermögenden Familie Clark ein Sohn geboren, der einige Jahrzehnte später als Jesuitenpater und Theologiepädagoge Erhebliches auf dem Gebiet der Häftlingsseelsorge leisten sollte: Charles' Dismas Clark. Charles schwere Jugend – er war der Jüngste von 13 Geschwistern – formte den Jungen vor der Zeit und ließ ihn schon früh wissen um die Härte und Ungerechtigkeit der Welt. Doch anstatt zu revoltieren, wie viele seiner Standes- und Altersgenossen es taten, beschloß er, beeindruckt von der Lehre Christi, sich der Nöte und Schwächen anderer helfend anzunehmen. Als Pater lernte er auf seinen Reisen durch die USA die oft übertrieben grausamen Erziehungsmethoden der Strafanstalten kennen. Auch hörte er vom Schicksal vieler Vorbestrafte, die, entlassen, überall auf Mißtrauen und Feindseligkeit stießen, nirgends Arbeit fanden und so bald wieder auf die schiefe Bahn gerieten. Dies alles beeindruckte den jungen Charles so sehr, daß er von nun an seine Lebensaufgabe darin sah, den vor dem Gesetz gestrauchelten Jugendlichen einen Rückweg ins bürgerliche Leben zu ermöglichen. Doch war Clark kein bibelzitierender Frömmel – als solcher wäre er bei den jungen Menschen nur auf Spott und Ablehnung gestoßen –, sondern ein Mann der Tat, der kein Risiko scheute und dessen Menschenkenntnis und weltliche Aufgeschlossenheit ihm schließlich halfen, das Vertrauen, ja die Freundschaft der jugendlichen Kriminellen zu gewinnen. Faktoren, ohne die seine Arbeit von vornherein nichtig gewesen wäre.

1959 endlich konnte Pater Clark seinen langgehegten Wunsch verwirklichen und in St. Louis eine Bleibe für die aus dem Gefängnis entlassenen jungen Menschen gründen, die er stolz das „Dismas-Haus“ nannte. (Dismas war der zum Tode verurteilte Sünder, der neben Christus am Kreuz bereute und so Gnade fand.)

In diesem Haus setzte der Pater seine Arbeit in weit umfangreicherem Maße fort und konnte bisher, laut Bericht, 2000 Vorbestrafte „retten“. Der hier zu besprechende Film „... der werfe den ersten Stein“ schildert in eindringlicher Form und packender Bildfolge einen der vielen „Fälle“ in Pater Clarks Leben.

Der junge Billy Jackson, soeben aus dem Gefängnis entlassen, versucht sich in einem Spielsalon beim Würfelspiel, gewinnt mehr und mehr, bis ihm ein Mitspieler auf Veranlassung des Salonbesitzers falsche Würfel in die Tasche schmuggelt und ihn dann des Betrugs bezichtigt. Es kommt zu einer Schlägerei, die wenig später vor Gericht endet. Pater Clark gelingt es aber, einen der besten Strafverteidiger von St. Louis, Mr. Rosen, für seine Sache zu gewinnen. Rosen kann schon nach wenigen Verhandlungsminuten die Unschuld des Jungen beweisen. Der Pater verspricht Billy Hilfe. Gemeinsam gehen sie auf Arbeitssuche. Doch überall begegnen sie Mißtrauen und Empörung. Einen Vorbestrafte einstellen – unmöglich!

Endlich findet Billy Beschäftigung bei Angelo, einem Freund des Paters. Billy arbeitet sich gut ein und erringt auch die Zuneigung eines Mädchens reicher Eltern. Als sich aber eines



Der jugendliche Verbrecher Billy Jackson (Keir Dullea) weiß, daß sein Leben verwirkt ist. Mit verbissener Energie verteidigt er sich gegen die Polizisten. Aber auch das Eingreifen seines väterlichen Freundes, des Paters Charles Dismas Clark (Don Murray), kann sein Leben nicht mehr retten.

Tags an seiner Arbeitsstelle ein Diebstahl ereignet, wird Billy, den man ohne Beweis sofort verdächtigt, entlassen.

Zu dieser Zeit ist Pater Clark sehr beschäftigt beim Ausbau einer alten Schule, die ein Asyl für seine Schützlinge werden soll und die er, wie zuvor schon erwähnt, in „Dismas-Haus“ umbenennet. Der Pater sieht sich heftigen Anfeindungen seitens der Presse gegenüber, die, um der Sensation willen, seine Arbeit in den Schmutz zieht und ihn der Mitwisserschaft an Verbrechen bezichtigt.

So kann er sich nicht um den Jungen kümmern, der mittlerweile auf Rache sinnt und mit einem Freund bei Angelo einbricht, um hier, er hat im Gefängnis von Mitgefangenen viel gelernt, den Geldschrank aufzubrechen. Die beiden werden überrascht, und Billy erschießt in blinder Angst einen Menschen.

Nun ist es zu spät. Der junge Mörder wird schon bald aufgegriffen und zum Tode verur-

teilt. Der Gouverneur lehnt ein Gnadengesuch des Paters und des Strafverteidigers Rosen ab. Pater Clark bleibt bis zuletzt bei Billy. Er gibt ihm die Hoffnung auf Gnade, wie sie einst dem reuigen Dismas am Kreuz zuteil wurde.

Pater Clark aber wird sein Lebenswerk fortsetzen und vielen jungen Menschen helfen... Des Hauptdarsteller Don Murrays Verdienst ist es, daß dieser Film zustande kam. Er, der selber stets bereit ist, Notleidenden zu helfen – zahlreiche Spenden zeugen davon –, hatte die Idee, das Werk Pater Clarks in einem Film zu würdigen. Murray zeichnet außerdem als Drehbuchautor und Mitproduzent an diesem Experiment verantwortlich. Ein Experiment, das hart und oft beklemmend realistisch eine heißes Eisen anpackt.

Hier schufen die jungen Künstler einen Film, der so ehrlich und kompromißlos ist, daß er selbst nicht davor zurückschreckt, die letzten Minuten eines zum Tode Verurteilten in der Gaskammer zu zeigen.

Eine Anklage gegen den engstirnigen Justizbürokratismus, gegen die risikoscheue, sich hinter einem Wall von Vorurteilen gleichsam verschanzende Gesellschaft, eine Anklage auch gegen diejenigen Vertreter der Presse, die für eine Sensationsmeldung alles zu tun imstande sind, und koste es ein Menschenleben. Ein Wegweiser aber auch für all die, welche einmal strafbar wurden und nun keinen Ausweg mehr sehen.

Irving Kershner, von Hause aus Dokumentarfilmregisseur, beweist eine bemerkenswerte Gabe in der Anleitung junger Schauspieler, die hier, an der Spitze Keir Dullea als Billy Jackson, ihr äußerstes an Gestaltungskraft aufbieten.

Ein Wagnis weniger Leute, die etwas zu sagen haben, ein Wagnis, das sie hoffentlich auch finanziell nicht zu bereuen haben.

Die deutsche Filmbewertungsstelle belohnte das mutige Unternehmen mit dem Prädikat wertvoll.

Hans Plück

Zielen ist Mord!

Offener Brief an einen FDJler

Ich sehe Sie noch vor mir: Gerade 17 Jahre alt, schmales, waches Gesicht, hager, mit vielen Muskeln und kräftigen, verarbeiteten Händen. Sie waren damals Student der Ingenieurwissenschaften. Und Sie waren stolz darauf, nur ein gelernter Schlosser gewesen zu sein, bis Ihr sogenannter Staat Ihnen durch Stipendien das Studium ermöglichte.

So etwa erzählten Sie von sich selbst, als wir uns vor einem Jahr auf der Leipziger Messe trafen. Und Sie vergaßen auch nicht hinzuzufügen: „Ich kenne die Fehler und Anfangsschwierigkeiten unserer Republik. Ich bedaure sie. Aber ich werde unserem Staat nicht davonlaufen. Ich werde hart arbeiten und meine Pflicht tun, weil nur der vollständige Sieg der ersten deutschen Arbeiter- und Bauernmacht Frieden in ganz Deutschland garantiert.“

Ohne Pathos

Das haben Sie doch gesagt, nicht wahr? Und als ich anfing, von der Freiheit der Persönlichkeit zu reden und vom vergeblichen Bemühen der FDJ, die ganze Jugend der Zone zu einer Kadergruppe Ulbrichts zu drillen, da winkten Sie ab. Sie verwiesen ohne Pathos darauf, daß Ihr Vater im KZ umgekommen sei. Und Sie sagten, die einzige Chance, daß sich so etwas in Deutschland nicht wiederhole, garantiere die SED-Lebensform östlich der Elbe.

Ein anderes Leben haben Sie niemals kennengelernt. Ich lud Sie deshalb auf ein paar Ferientage in die Bundesrepublik ein. Nicht als „Abwerber“, sondern als einer, der noch nicht vergessen hat, wie eng, wie ausgerichtet seine eigene Jugend war und wie elend sie schließlich in einem zerschossenen Panzerwagen endete.

Sie sind nicht gekommen. Sie haben sich nicht wenigstens einen Hauch freierer Luft nach Leipzig geholt. Schon damals widersprach das Ihrer Auffassung von Pflichtgefühl und zweifellos auch Dankbarkeit vor dem Staat, der Sie von der Schlosserbank in den Hörsaal holte. Daß er zur selben Zeit junge Leute aus Hörsälen und Fabriken in die Zuchthäuser schickte, billigten Sie nicht, entschuldigten es aber als Mittel zum Zweck des totalen Sieges der Volksrepublik.

An der Mauer

Wegen desselben Sieges stehen Sie jetzt irgendwo an der Mauer von Berlin und wollen die totale Niederlage nicht sehen. Ich weiß, Sie jubeln nicht, und Sie schlagen nicht mit der Maschinenpistole nach der Mutter, die ihren Kindern und Enkeln auf der anderen Mauerseite zuwinkt. Aber Sie gehören auch nicht zu denen, die Ulbrichts Gewehre zurückwiesen. Sie stehen so diszipliniert für den SED-Staat Wache, wie Sie für ihn studiert haben. Auch ich habe einmal Wache gestanden. Es war vor einem Lager für sowjetische

Kriegsgefangene bei Riga. Damals kam ein SS-Offizier und wollte Gefangene herausholen, um sie zu Tode zu schinden. Ich habe ihn mit entschierter Waffe daran gehindert. Ich war kein Held und dachte überhaupt nicht daran, daß dies den Tod für mich selber bedeuten konnte. Ich dachte nur, daß auch der Krieg kein Vorwand sein darf für Mörder.

Mörder kamen

Wir wissen heute und ahnten es damals schon, daß dennoch bald die Mörder in den Lagern umgingen und sich für ihre Verbrechen auf Befehle beriefen. Ich habe Eichmann in Jerusalem erlebt. Und ich weiß, daß es viele Eichmanns zu beiden Seiten der Elbe gegeben hat.

Die meisten fingen auch als pflichtbewußte und vom Segen der Staatsallmacht überzeugte Gehorcher an.

Vor der unrechtmäßigen Gewalt gibt es jedoch einen Befehlsnotstand. An der Schwelle zum Verbrechen muß man sich entscheiden. Es gab viele Eichmanns in der SS. Aber es gab auch viele Männer in Hitlers sogenannter Elitetruppe, die sich nicht zu Lumpen und Mördern machen ließen.

Sie, mein Gesprächspartner aus Leipzig, gehören heute zu Ulbrichts Elitekader. Man hat Sie nicht an die Chinesische Mauer befohlen, aber man hat Sie so eindringlich gerufen, daß Sie glaubten, gehorchen zu müssen. Ich weiß, daß Sie darüber nicht froh sind. Ich habe aber auch Posten an der Mauer von Berlin gesehen, die nicht anders aussahen als jene KZ-Wachen, die Ihren Vater umgebracht haben.

Nicht vergessen

Wir wollen doch nicht vergessen, auch das waren Deutsche. Das Böse, das sie damals bereitwillig in sich wecken ließen, ist mit Kriegsende in den Menschen nicht gestorben.

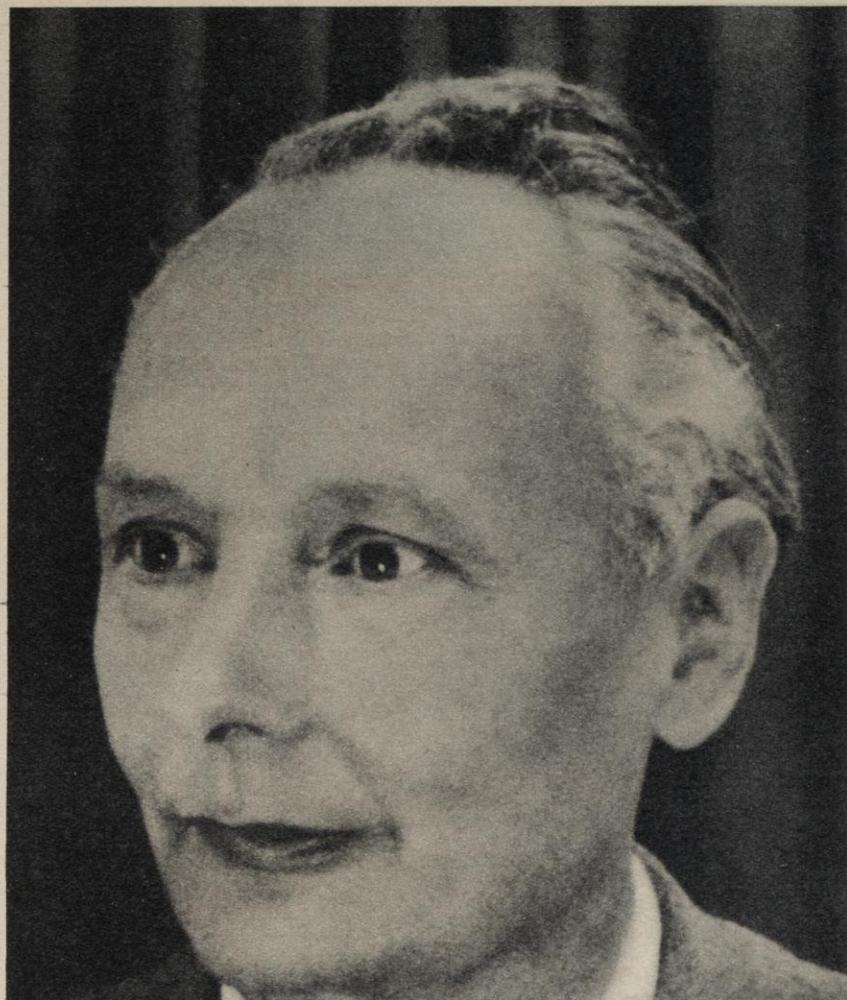
Vielleicht kennen Sie sogar den Mann, der den Flüchtling im Humboldthafen an der Friedrichstraße abgeknallt hat.

Der Wächter am Humboldthafen mußte wohl schießen, um nicht selber als „Verräter“ gerichtet zu werden. Aber er mußte nicht treffen!

Erst das genaue Zielen, die Unterwerfung unter den Killer-Instinkt, hat aus dem Soldaten einen Mörder gemacht. Für ihn gilt das Wort vom Befehlsnotstand, dem wir nun schon zum zweitenmal in unserer Generation in Deutschland begegnen, genausowenig wie für die Eichmanns.

Daß es für Sie und sehr viele Ihrer Mitwächter an der Mauer noch gilt, ist meine Überzeugung. Daß uns allen der schlimmste Gewissenskonflikt erspart bleibt, ist meine Hoffnung und mein Gruß.

Ihr
Hans-Joachim Langner



Wir fordern:

Freiheit

für

Heinz Brandt

und Berlin!

Glück nützt nicht immer

Erzählung von Hermann Kesten



Die Musik war schuld. Er hörte das Musikstück, eine arme Melodie von geringer Erfindung, in einem Biergarten. Eine Träne kollerte in sein Bierglas.

Er war dreißig Jahre alt. Die Krise des Mannes, der sein halbes Leben vertan fühlte, schüttelte ihn wie ein Fieber. Er war der eleganteste kleine Bankbeamte der Stadt, obwohl er einen Anzug zwei Jahre trug. Er hieß Franz Niedermaier. Er haßte seinen Namen. Es war ihm, als hätte der gewöhnliche Klang seines Namens sein Leben gewöhnlich gemacht. Er war verheiratet. Er war Vater zweier Kinder. Es hatte Tage in seinem Dasein gegeben, da er sich der Welt ebenbürtig gefühlt hatte. Mochte die Großbank, der er Dienste leistete, gewaltige Unternehmungen schaffen, er hatte in seiner Position das gleiche getan, er hatte Menschen geschaffen. Es gibt kein innigeres Gefühl als: Mutter zu sein. Es gibt keine erhabener Vorstellung als: Vater zu sein. Niedermaier genoß sie. Als aber beide Kinder infolge der Englischen Krankheit krummbeinig an den Sonntagnachmittagen vor ihm herwatschelten, ward aller Stolz bittere Empfindlichkeit. Die Misere kleinbürgerlichen Lebens, der Zwang, Monat für Monat mit zwei Dritteln auszukommen, die unumgänglich notwendigen zur Bestreitung des Haushalts erschien, engte den kleinen Beamten ein, der durch die finanzielle Weitspurigkeit seiner Bank aufgerührt war, es schnürte ihm den Hals zu, wie mit einem mittelalterlichen Torturenwerkzeug, einem „Halskragen“ oder einer „Halsschraube“. Er litt, lebte, war im Kreise seiner Möglichkeit elegant, hungerte halb und hielt aus.

Da lauschte er dieser Musik! Da fühlte er sich verloren. Er erhob sich, ohne zu zahlen, sein Hut blieb liegen. Er kam an den Bahnhof, stieg in den Zug, fuhr zur Hauptstadt des Landes. Er ergriff im Gedränge der aussteigenden Reisenden einen eleganten Lederkoffer, der ihm nicht gehörte und mit den Reklamezetteln internationaler Hotels von Nizza, Kairo und Athen beklebt war. Er verließ die Bahnhofshalle, gefolgt von einem Dienstmann, der seinen Koffer ins erste Hotel der Stadt trug. Er gab vor dem Portier dem Dienstmann fünf Mark. Er schrieb im Meldezettel: Dr. Hans von Bülow. So stand es auf dem Namenstafelchen des Koffers.

Im Zimmer öffnete er mit Hilfe seines sinnreichen Taschenmessers den Koffer und war nicht enttäuscht. Er fand die Garderobe eines Kavaliere und sogar eine Brieftasche mit siebzig englischen Pfunden.

Er kleidete sich um, er sah mit Vergnügen, er hatte die Statur des Herrn von Bülow. Sein erster Gang war zur Bank, wo er die Pfunde wechselte. Dann kaufte er sich einen Hut. Er ging durch die eleganten Straßen, lässig, mit den Mienen und Gesten eines reichen Herrn

von Adel; er agierte nicht einen Dr. von Bülow, im Gefühl dieser Stunde, er war es. Als der Abend golden und purpurn hinschmolz, fuhr er im Taxi in ein teures Restaurant, speiste vorzüglich und trank Burgunder. Er fuhr in ein Kabarett. Er tanzte. Eine Tänzerin folgte ihm ins Hotel. Am anderen Morgen erwachte er allein und ohne Geld. Lächelnd ging er zum Frühstück.

Er handelte nicht nach einem Plan, sonst hätte er sich nicht unter dem Namen des Bestohlenen im Hotel eingeschrieben. Er war kein Hochstapler. Er war entlaufen, losgelassen. Es handelte sich um Tage. Er dachte gar nicht daran sich ein „neues Leben“ zu bauen. Dafür war seine Energie schon längst verbraucht. Er wollte nur einmal, acht Tage nur, das Leben führen, das ihm seiner Meinung nach zukam. Die moderne Idee der Gleichheit aller Menschen hatte ihn verwirrt. Er ging nach dem Frühstück zur Bank, ließ sich beim Direktor melden. Visitenkarten des aimablen Dr. Bülow lagen mehrfach in der Brieftasche. In der Unterredung mit dem Direktor benutzte er Kenntnisse, die er in seiner Bankfiliale erworben hatte. Er war klug genug, vom Direktor selbst keine Gelder herauslocken zu wollen. Der Direktor, bestochen von Eleganz, Weltgewandtheit und Wirtschaftskennntnis des Barons, ging lebhaft interessiert auf dessen Gründungspläne ein. Er gab dem Baron Empfehlungen an bedeutende Interessenten. Mehr brauchte vorläufig der neue Baron nicht. Er handelte fast ohne Überlegung wie nach einem eingeborenen Plan.

Er speiste in seinem Hotel. Da er in seiner Westentasche noch einige Mark fand, besuchte er ein Café am Corso. Er las eine Mittagszeitung, unter anderem die scharfsinnige Entdeckung eines raffinierten Scheckschwindels durch den bekannten Kriminalisten Hans von Below. Der fast gleichlautende Name hatte ihn stutzig gemacht.

Plötzlich hatte er eine Empfindung des Unbehagens und schaute auf. Da sah er in den Blick eines eleganten Herrn, drei Tische weiter, der ihn schärfer studierte als höflich war. Er erbleichte. Da erhob sich der Herr und ging auf ihn zu. Niedermaiers Gedanken verwirrten sich. Sie liefen wie von einer rasenden Spule herab. Er wollte nach rückwärts laufen, durchs Fenster springen, die Straßen dahin; er wollte einen Stuhl ergreifen, den Herrn, der sicherlich ein Kriminalkommissar war, mit dem Stuhl niederschlagen, er dachte, könnte ich doch in meine Filiale zurück, zu meiner Frau zurück, zu meinen Kindern, sie haben die Englische Krankheit, bin ich wahnsinnig, wie kam ich zu allem, ich war immer ein ehrlicher Mensch, nur einmal in der Schule, da habe ich gelogen, Englische Krankheit, dachte er, da stand der Herr vor ihm, lächelte ihn an und verbeugte sich. Auch er sah auf, verbeugte sich, lächelte.

„Sind Sie nicht...“ fragte der fremde Herr. „Nein“, unterbrach der lächelnde Hochstapler, „das heißt ja, ich...“

„Natürlich“, sagte der fremde Herr, und „Sie gestatten“; er setzte sich zu Niedermaier. „Wir fahren zusammen im Zug hierher. Sie erinnern sich?“ Und er stellte sich vor: „Dr. von Bülow“.

Niedermaier, seiner kaum bewußt, aber nach außen ruhig, sagte lächelnd: „Gewiß“ und „Hans von Below.“

„Ah, der berühmte Kriminalist...“ Der Herr von Bülow wies auf die Mittagszeitung. „Ein ausgezeichnetes Zusammentreffen! Gestatten Sie, daß ich Ihnen alles erkläre. Mir wurde kurz vor der Ankunft mein Koffer gestohlen. Nun sind neben einem kleineren Geldbetrag in englischen Pfunden wichtige Papiere darin, die ich gerne wiedererlangte. Da ich sie erkannte, dachte ich, Sie könnten vielleicht irgendwelche auffällige Beobachtungen gemacht haben. Die Polizei, der ich den Vorfall meldete, machte mir wenig Hoffnung. Sie glaubt, ich sei das Opfer einer internationalen Diebsgesellschaft geworden. Ich bin deprimiert, da meine Papiere wichtig sind. Um so mehr freut es mich, in Ihnen unseren berühmten Kriminalisten zu entdecken. Helfen Sie mir. Ich bin gerne bereit, den Geldbetrag, etwa siebzig Pfund, nochmals daran zu wenden, könnte ich meine Papiere wiedererlangen.“

Niedermaier erklärte sich bereit. Er bat um Details. Er fühlte sich gerettet. Plötzlich kam ihm der Gedanke: Dieser Bülow ist gar nicht Bülow, es ist doch ein Kommissar, diese ganz alberne Geschichte, die er vorträgt, ist erlogen erfunden, er posiert, er macht sich lustig über dich, er spielt Katz und Maus mit dir, der Hund der Hund, ihn töten... Er lächelte dem plaudernden Herrn zu. Er sprach ihm zu. Er dachte: Ich bin toll. Was für einen Grund hätte solch ein Spiel, was für einen Sinn. Er braucht mich ja nur zu verhaften. Er lächelte. Der Herr, der sich Bülow nannte, bat um seine Adresse. Niedermaier gab an, aus beruflichen Gründen wohne er augenblicklich im Hotel Exelsior. Er war so übermütig, daß er das wahre Hotel nannte. Der angebliche von Bülow gab dem angeblichen von Below seine Adresse und Telefonnummer. Von Bülow ließ es sich nicht nehmen, von Below eine sofortige Anzahlung von fünfhundert Mark zu überreichen. Von Below wehrte erst ab, strich dann das Geld lässig ein. Beide trennten sich vor dem Café.

Da von Bülow außer Sicht war, packte Herr von Below, alias Franz Niedermaier ein unweiderstehlicher Kitzel, er lachte laut und schallend, mitten auf der belebten Straße, bis die Leute sich nach ihm umdrehten, als sei er verrückt. Da erbleichte er und fuhr in einem Taxi ins Hotel; unterwegs zog er mehrmals und un-



ter erneuten Lachausbrüchen die fünf Hundertmarkscheine hervor und betrachtete sie.

Er zog einen Smoking, Lackschuhe und das feinste Hemd an, ging in verschiedene Lokale, landete in einem Nachtlokal, fand wieder Damen oder Weiber, er konnte die Sorten nicht unterscheiden. Es wurde Mitternacht. Seine Damen, elegant, witzig, schön, schlugen ihm vor, noch einen Spielklub zu besuchen. Sie fuhren im Taxi durch die nächtlichen Straßen, ihm kam das Leben sehr einfach vor. Warum tun nicht alle wie ich? Wie schön ist das Leben. Man muß nur Geld haben. Doch das ist einfach zu erwerben. Man muß nur nicht arbeiten und ehrlich sein wollen. Das führt zu nichts. Sie kamen in den Spielklub. Seine Dame setzte für ihn einen Hundertmarkschein. Sie verlor. Er hatte nur noch einen. Er setzte ihn. Er gewann. Das Spiel riß ihn fort. Er spielte zwei Stunden. Er hatte einen Haufen Geld in allen Taschen. Nach seiner Schätzung mußten es mehr als zwanzigtausend Mark sein. Sie verließen den Klub. Ein fahles Licht hing um die Häuser, noch ohne jede Frische des Morgens, dämmerig wie aus der Erde heraus.

Er reichte der Dame, die ihm gefolgt war, einen Tausendmarkschein, winkte einem Auto, setzte sie hinein. Sie fuhr fort. Welche Sorte war es also? Ihn fröstelte. Er schlug seinen Rockkragen auf. Er ging einige Straßen entlang. Er erinnerte sich seiner Kinder. Die Englische Krankheit. Sie werden gesund werden. Sie werden schön werden. Ich habe Geld. Ein Bankbeamter weiß, was das heißt: Geld haben.

Er spürte eine Müdigkeit. Der Portier öffnete ihm. Niedermaier steckte sich eine Zigarette in der halbdunklen Hotelhalle an und reichte dem Nachtportier einen Hundertmarkschein als Trinkgeld. Der Portier streckte die Hand nicht aus, um den Schein zu nehmen. Da erschrak Niedermaier, er fühlte eine Hand auf seiner Schulter. Er wollte sich hinwerfen, schon ward er gefesselt. Er wollte schreien, oder beißen, da sagte eine Stimme neben ihm: „Machen Sie kein Aufsehen. Kriminalpolizei. Lassen Sie doch die Hotelgäste schlafen!“

Da brach er in die Knie. Er ward aufgerichtet. Man brachte ihn ins Gefängnis. Er erhielt drei Jahre. Seine Kinder starben in der Zwischenzeit, an Hunger oder Tuberkulose.

Die Frau war fortgezogen. Niemand wußte wohin. Er ward entlassen, ein Vagabund, ein Bettler, ein Landstreicher. Er kam wieder ins Gefängnis, ward wieder Landstreicher, ward in einer Mordgeschichte verwickelt, starb im Zuchthaus. Die Musik war schuld, jene arme Melodie damals im Biergarten.

In seiner ersten Gerichtsverhandlung erfuhr er übrigens die Art seiner Entdeckung. Herr von Bülow hatte wegen irgendeines Details, das er dem angeblichen Below zu sagen vergessen, diesen im Hotel angerufen und vom Portier erfahren, es wohne da gar kein Herr von Below, nur ein Herr Dr. Hans von Bülow. Der betroffene Herr von Bülow war daraufhin ins Hotel gefahren, hatte sich vor dem Hoteldirektor mit seinem Paß ausgewiesen, seinen Koffer, den man ihm zeigte, als sein Eigentum erkannt. Daraufhin erwarteten einige Kriminalbeamte den falschen Baron.

Niedermaier kam und war verloren. Seine Erzählung von seinem hohen Gewinn in einem Spielklub ward für ein dummes Märchen erklärt, und das Geld, das man bei ihm fand, vom Gericht eingezogen. Man sieht, selbst das Glück nützt nicht immer.



Gespräch über die Gegenwart. Wie unerfreulich alles ist. Die politische Lage. Und das Wetter, sagt eine Dame. Und Berlin, meint einer. Die Dame hat sich eine Hollywood-Schaukel angeschafft. „Völlig sinnlose Ausgabe bei dem Wetter, ich könnte wahnsinnig werden.“ Von der Völkerwanderung der Deutschen aus Deutschland nach Deutschland, von den Flüchtlingen spricht jemand. Die Dame legt die Hände an die Ohren. Das mag sie nicht hören. Aber einer spricht weiter und sagt sehr leise: „Ich glaube, wir müssen beten in diesen Wochen.“ Temperament ergreift die Dame, und sie sagt emphatisch: „Ein guter Gedanke! Vielleicht wird dann das Wetter endlich besser.“ Ort: Bundesrepublik. Zeit: Anfang August 1961.

Wer ist in diesen Wochen, wie einst Heinrich Heine, um den Schlaf gebracht, wenn er an Deutschland denkt? Unsere Flüchtlinge, gewiß! Es schläft sich schlecht in Massenquartieren, auch wenn sie das erste ersehnte Ziel nach der Flucht sind. Außer ihnen: ein paar Männer und Frauen, die beruflich mit Politik und Flüchtlingen zu tun haben. Und jene sicher, die nicht erst seit gestern, sondern seit Jahrzehnten wegen Deutschland nicht ruhig schlafen können.

Groß ist die Zahl der Nervösen unter uns, klein die der tief Beunruhigten. Krisen, die vorübergehen, Suez, Korea, haben ein Ruhekitzen geliefert, auf dem in Rosarot gestickt steht: „Es wird schon alles werden.“ Wehe dem, der dem Träumenden das Kissen entzieht. Er gilt als Ruhestörer und Panikmacher. „Weil nicht sein kann, was nicht sein darf.“ Obwohl wir es nicht in irgendeinem Schauroman gelesen, sondern furchtbar am eigenen Leibe erfahren haben, daß sehr wohl sein kann, was nicht sein darf.

Wir sprechen über Politik. Unmittelbar vor der Wahl ist Politik für kurze Zeit zum gesellschaftswürdigen Partythema avanciert. Es ist kleidsam, mit besorgter Miene zu fragen, wen und was man wählen soll und wehmütig verlauten zu lassen, eigentlich lohne es sich um keine Partei. Ob es denn noch radikale Parteien gäbe, fragt ein smarter Herr, der über sechs heranwachsende Kinder und tausend Angestellte und Arbeiter regiert. Entschuldigend erklärt er: „Ich stehe so mitten drin im öffentlichen Leben, daß ich keine Zeit habe, mich mit Politik zu beschäftigen.“ Ein junger Intellektueller hat zugehört. Er dekoriert sich mit einem interessanten Lächeln;

Verachtung schwingt in seiner Stimme: „Ich habe mich von allem zurückgezogen und lebe im seelischen Widerstand.“

Der Bogen von der Dame mit Hollywood-Schaukel und Wettersorgen über den Herrn ohne Zeit für Politik bis hin zum jungen Verächter ist schnell gespannt. Sie leben mitten unter uns. Wären sie Ausnahmen, wir dürften über sie lächeln. Weil sie keine Ausnahmen sind, müssen wir hier und heute über sie sprechen.

Neu und bestürzend stellt sich dem seit Jahren am Schlaf Verhinderten in diesen Tagen eine Frage: Haben wir alle die Unfreiheit von 1933 bis 1945 erlitten, oder haben wir sie nur „irgendwie“ überstanden? Hätten wir sie alle erlitten wie einen furchtbaren, persönlichen Schmerz, wir müßten heute alle unsere Freiheit lieben wie ein herrliches, persönliches Geschenk.

Wer sich von 1933 bis 1945 über die Todesangst, unfrei zu sein, hinweggetröstet und hinweggeschwindelt hat, wer das Grauen, von Menschen der Menschenwürde beraubt zu werden, nicht verzweifelt in sich erfahren hat, kann es rückwirkend nicht mehr nachvollziehen.

Aber ihm bietet sich, hier und heute, eine Chance, Unfreiheit mitzuleiden, eine gespenstische Chance: der stündliche Anschauungsunterricht wenige Kilometer von uns entfernt, der Blick in die Zone, in überfüllte Flüchtlingslager. Es ist kein Trost, sondern eine fatale Lüge, sich einzureden, dies alles geschehe ja zum Glück nicht bei uns. Es geschieht bei uns, im eigenen, gemeinsamen Haus Deutschland, hier, heute, jetzt. Werden wir den Blick in dieses Haus riskieren und ihn ertragen wie einen uns persönlich zugefügten Schmerz? Werden wir, wenn die Krise vorüber ist, die Möglichkeiten, die in unserer Freiheit liegen, neu erkannt haben?

Wenn Verhandlungen Erfolg haben, wenn die Bedrohung vorübergeht, wenn wir noch einmal davongekommen sind, dann werden wir nicht so weiterleben dürfen wie bisher. Ein lächelnd-verschlafen-erleichtertes „Na also!“ als Reaktion auf das Davongekommensein wäre mit Sicherheit der Beginn der nächsten Krise.

Wir werden uns anschicken müssen, unsere Tage nicht länger zu verbringen „wie ein

Geschwätz“, auch wenn das Geschwätz bisher beflissen, intelligent und wohlmeinend war. Wir werden aufgerufen sein, ein neues Verhältnis zu unserem demokratischen Staat zu gewinnen: ihn nicht nörgelnd zu dulden, sondern liebend mitzugestalten. Auch und gerade dann, wenn dieser Staat und die politischen Parteien es uns gelegentlich nicht eben leichtmachen.

Begriffe, die von ihrem Ursprung her einfach und von wunderbarer Kraft sind: Freiheit, Vaterland, Heimat, Demokratie, werden wir herauszuschälen haben aus allen Mißverständnissen, Phrasen, Fanatismus und Gleichgültigkeit. Schlichte Tatsachen: daß wir unsere Meinung sagen und schreiben, uns frei und ohne Angst bewegen können, werden wir endlich als Geschenk und Verpflichtung zu begreifen haben. Mit elementarer Gewalt müßte die Erkenntnis aufbrechen: bequemer Untertanrespekt vor Apparat und Institution muß der natürlichen Achtung vor unserem Staat – gleich, welche Parteien ihn regieren – weichen.

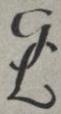
Nach der Krise, die uns – wie noch nie seit 1945 – Angst zumutet und zugleich noch einmal die Chance eines Nullpunktes anvertraut, wird die Dame mit der Hollywood-Schaukel andere Gebetsziele als das Wetter zu entdecken haben, und dem Herrn über tausend Arbeiter müßte die Binsenweisheit heute Erkenntnis werden, daß er diesen Staat mitträgt und mitverantwortet. Dem jungen Intellektuellen schließlich sollte es wie Schuppen von den Augen fallen: angewidertes Abseitsstehen ist nicht weniger gefährlich und dumm als blindwütiges Geschrei auf Barrikaden. Das alles und noch viel mehr müßte nach der Krise sein. Es wird nur sein, wenn wir uns jetzt dem Anschauungsunterricht Unfreiheit ganz und gar stellen.

Ein realistischer Trost in der gegenwärtigen Situation ist die auf Erfahrung gegründete Tatsache: Notsituationen haben stets neue, gute Kräfte im Menschen geweckt. Allerdings nur dann, wenn man sie nicht verniedlicht, sondern klar beim harten Namen nennt.

Ohne Panik bereit zu sein, mit persönlichem Engagement die Bedrohung durch die Unfreiheit im gemeinsamen Haus Deutschland mitzuleiden, damit Kräfte frei werden, opfernd und liebend für die Freiheit tätig zu werden. Um nicht mehr, um nicht weniger geht es.



Kollege A. Mirkes, der 1. Vorsitzende der Gewerkschaft Leder



Bundes-Jugendtreffen Gewerkschaft LEDER

Fotos: Udo Hoffmann

Der Himmel meinte es nicht sehr gut mit den 1500 jungen Menschen, die aus der ganzen Bundesrepublik zum ersten Bundesjugendtreffen der Gewerkschaft Leder nach Offenbach a. Main gekommen waren, denn die Sonne kam nur allzu selten zum Vorschein. Aber der Fröhlichkeit tat es keinen Abbruch. Natürlich wurde zuerst die Zeltstadt besichtigt und das Zelt gesucht, in dem man die Nacht verbringen sollte. Für die jungen Menschen war es ein großes Erlebnis, in so großer Zahl mit Gleichgesinnten zwei Tage zu verbringen. Erfahrungen in

der Gruppenarbeit wurden ausgetauscht und neue Freundschaften geschlossen. Das ist auch der Sinn solcher Treffen, wie sie von fast allen Gewerkschaften des DGB durchgeführt werden. Die jungen Menschen sollen sich kennen- und schätzenlernen und die Gewißheit bekommen, daß es im ganzen Land und weit darüber hinaus Menschen gibt, die durch die großen und gerechten Forderungen der Gewerkschaften eine Gemeinschaft bilden, die, wenn nicht solche Erlebnisse von Gruppentreffen in ihr Leben treten, sich besonders in kleineren Orten etwas verlassen vorkommen.

Am Abend des ersten Tages formierten sich die jungen Leute zu einem Demonstrationzug durch die Stadt Offenbach a. Main, um ihre Forderungen an die Gesellschaft zu stellen. Es war selbstverständlich, daß viele der Transparente die Forderung nach Freiheit für die Berliner Bevölkerung verkündeten, sich gegen Rassenhaß und für Verständigung der Völker einsetzten.

Im Festzelt hieß Offenbachs Oberbürgermeister, selbst alter Gewerkschafter, die Jugend mit herzlichen Worten willkommen. Werner Hansen brachte die Grüße des Bundesvorstandes des DGB und wies darauf hin, daß die Jugend in unserer Bundesrepublik immer noch wie ein Stiefkind behandelt wird. Er forderte auf, keine Ruhe zu geben, bis das Jugendsozialprogramm des DGB in allen Punkten Wirklichkeit geworden sei. Adolf Mirkes, der erste Vorsitzende der Gewerkschaft Leder, unterstützte diese Forderungen und wandte sich besonders gegen die Durchlöcherung der Bestimmungen des neuen Jugendarbeitsschutzgesetzes. Er forderte die Jugend auf,



Wettlauf der Mädchen

Gang zu den Zelten

Aufpusten der Matratze





Kollege Oetjen, der Jugendsekretär beim Hauptvorstand der IG Leder

Demonstration in Offenbach am Main

sich politisch zu bilden, keine Vorrechte gegen andere Menschen und Völker zu dulden und Solidarität zu üben. Das gelte nicht nur für die Gruppe, sondern für alle Menschen, nicht zuletzt für die unter der Unfreiheit leidenden Menschen in der Sowjetzone und Ostberlin. Dann gab es ein Konzert der Offenbacher Jazzband „New Orleans Jazz Babies“, die immer und immer wieder noch etwas zugeben mußte. „Die Meininger“, eine Künstlergruppe aus Frankfurt a. Main, brachte dann sehr gekonnt politisches Kabarett. Leider für die vielen ganz jungen Menschen etwas zu hoch. Die Bissigkeit der politischen Pointen ging an ihnen vorbei. Der zweite Tag brachte ein umfangreiches Sportprogramm. Kein Bestreben nach Rekorden, sondern Sport um des Sportes willen. Dann kam auch die Sonne, aber da mußten die vielen jungen Leute wieder nach Hause. Es war ein schönes und gutes Treffen. Und gewiß werden die Gedanken der vielen Teilnehmer noch oft zu der Zeltstadt am Rande Offenbachs wandern.

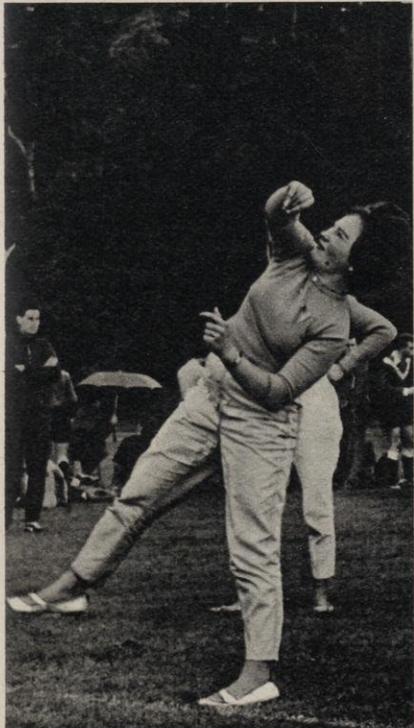


Hadobu

3000-m-Lauf

Fast die Meisterschaft

Pause im Fußballspiel



Warten

auf

Monika



Eigentlich müßte sie schon da sein.
Ob der Chef sie im letzten Moment
zum Diktat rief?
Aber sie sagte doch, daß er
heute nicht da sei ...
Was mag da sein?
Warum haben die Frauen, die eben
vorbeigingen, mich so schmunzelnd
angesehen?
Die meinen wohl, ich sei versetzt worden.
Wenn die wüßten ...
Ob ich im Geschäft anrufen soll?
Nein, lieber nicht.
Hoffentlich ist ihr nichts zugestoßen.
Was ich da alles für Gedanken habe ...
Es ist doch erst zehn Minuten
über die Zeit.



Vorgestern kam ich zu spät.
Mir schlug das Herz in den Hals.
Sie schnitt mir die Worte
der Entschuldigung ab und sagte:
„Es ist so schön, auf dich zu warten.
Es wäre schlimm, wenn ich einmal
nicht mehr auf dich warten könnte.“
Das war die schönste Liebeserklärung,
die ich je bekommen habe.
Ob ich ihr das auch sagen soll?
Da kommt sie.
Bin ich froh!

(Nebenbei: Sie hatte eine große Lauf-
masche im Strumpf und holte sich erst
ein Paar neue Strümpfe. Deshalb kam sie
zu spät.)



Ein Volksmuseum feiert seinen 100. Geburtstag

Wie selbstverständlich geht heute jeder, der sich Kunstgegenstände, aber auch naturkundliche oder historische Dinge ansehen möchte – ins Museum. Früher war ihm das nicht vergönnt, denn „das Volk“ hatte zu den Gemäldegalerien oder Raritätensammlungen der Könige und Fürsten keinen Zutritt. Diese fürstlichen Privatsammlungen, auf die sehr viele der bedeutendsten Museen zurückgehen (Louvre in Paris, Ermitage in Leningrad, Prado in Madrid, Uffizien in Florenz, Kunsthistorisches Museum in Wien, ferner in Dresden, Braunschweig, Kassel u.a.), wurden meistens im Zuge der Französischen Revolution der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

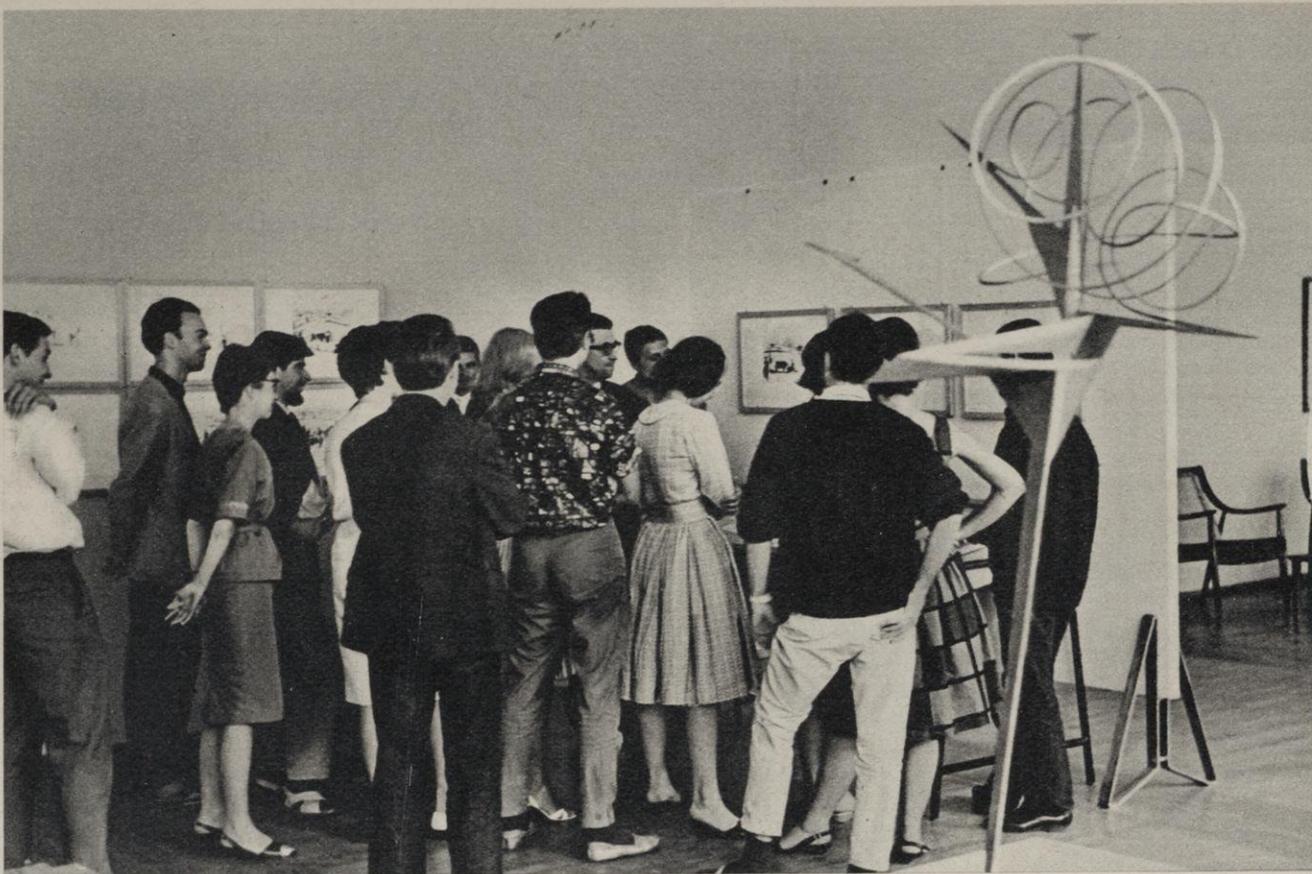
Ganz anders das Wallraf-Richartz-Museum. Es ist eine Stiftung Kölner Bürger, wie man sie in dieser Form wohl ganz selten antrifft. Den Beginn der Schenkungen machte der letzte Rektor der mittelalterlichen Kölner Universität, Ferdinand Franz Wallraf (gest. 1824). Seiner Sammlung, die kein Geringerer als Goethe bewundert hat, entstammen zahlreiche mittelalterliche, insbesondere auch Kölner Meister (und mit dieser Zeit um 1300 beginnt auch der kunsthistorische Teil des Museums), Hieronymus Bosch und Dürer, etliche Barthel Bruyn, um nur einige Kostbarkeiten zu nennen. Nicht weniger berühmt sind die aus Wallrafs Besitz stammenden Tafeln Stephan Lochners (gest. 1451 in Köln). Das Museumsgebäude ist 1861 eingeweiht worden, die Stiftung eines „schlichten, echt kölnischen Kaufherrn“, des kunstsinnigen Johann Heinrich Richartz. Auch diese Stätte ist im zweiten Weltkrieg durch Bomben zu Schutt und Asche geworden.

Nach langen, düsteren Jahren ist dann am gleichen Ort der stark umstrittene Bau, nach Plänen der Architekten Rudolf Schwarz und Josef Bernard, entstanden und 1957 von dem damaligen Bundespräsidenten Prof. Theodor Heuss eröffnet worden.

Wer heute einen Gang durch die zahllosen Säle des Museums macht, wird auf den kleinen Schildchen neben oder auf den Werken nicht nur den betreffenden Künstler, Daten und Name des Bildes finden, sondern auch die Herkunft, den oder die Stifter. Auch aus dem Museumskatalog ist diese „Geschichte“ der spendenfreudigen Bürger zu ersehen, und diese Liste ist in der Tat so mannigfaltig und reich und gibt gleichsam einen Querschnitt durch die Kölner Bürgerschaft, ja des deutschen Volkes – nicht zuletzt weist diese Spendenliste auch ausländische Namen auf –, daß Prof. Dr. Heise aus Hamburg, der Festredner auf der Jahrhundertfeier des Wallraf-Richartz-Museums, von einem Volksmuseum sprechen konnte.

Vielleicht sollte man das Museum einmal von diesem Gesichtspunkt betrachten, man erhielte interessante soziologische und geschichtliche Aufschlüsse. An dieser Stelle können natürlich nur kurze Hinweise gegeben werden.





Museumsdirektor Dr. H. Keller führt eine Gruppe Jugendlicher durch die Ausstellung „Neuerwerbungen des Wallraf-Richartz-Museums“. Im Vordergrund eine Stahlplastik von Hans Uhlmann



Pieter de Hooch (1629-1684), Ausschnitt aus „Paar mit einem Vogelbauer“. Erworben 1960 durch das Wallraf-Richartz-Kuratorium

Peter Paul Rubens (1577-1640), „Rubens und sein älterer Bruder“ (Leihgabe anlässlich des 100. Geburtstages)



Simone Martini, „Maria mit dem Kinde“, um 1320-1330. Stiftung des Landes Nordrhein-Westfalen zum 100. Geburtstag des Museums

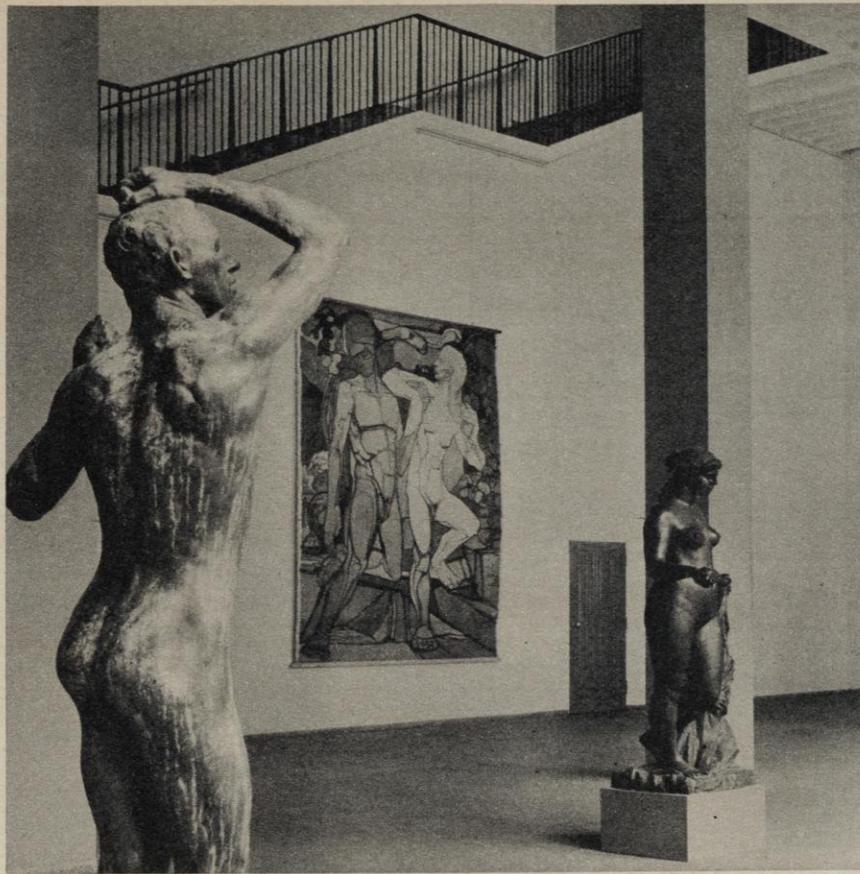
Wenige Jahre nach der Eröffnung des Museums wird aus dem Richartz-Fond, 1869, ein Renaissance-Meister, Paris Bordone, der sich einst in der Galerie eines römischen Kardinals befand, erworben. Zwei Gemälde von Lucas Cranach z. B. sind Geschenke einer Frau Schaafhausen („Die hl. Magdalena“), 1867, und – genau 90 Jahre später – des Landes Nordrhein-Westfalen („Bildnis eines kleinen Prinzen“). Stiften „Staat“ oder „Stadt“ etwas, so könnte man meinen die Herkunft der Mittel sei nicht anders als vor Jahrhunderten, nämlich Abgaben, Steuergroschen des Staatsbürgers. Aber durch die Tatsache, daß in unserer demokratischen Ordnung gewählte Volksvertreter über diese Gelder verfügen, verhält sich die Angelegenheit letzten Endes doch anders. So wurde anlässlich des goldenen Jubiläums des Wallraf-Richartz-Museums die städtische Leibl-Sammlung, Gemälde des großen Sohnes der Stadt, aus öffentlichen Mitteln angeschafft. Im Grunde also eine Kollektivleistung Kölner Bürger, gesteuert allerdings durch den damaligen Museumsdirektor Alfred Hagelstange. Auch der Erwerb der Sammlung Carstanjen – Anlaß, die bisher als Leihgaben zur Verfügung gestellten Werke anzukaufen, war diesmal der 75. Geburtstag des Museums – liegt auf dieser Ebene. Hatte man bisher die Kölner Kunststätte vor allem wegen der Kunst des Mittelalters aufgesucht, so bilden nun auch die holländischen und flämischen Meister eine besondere Attraktion: drei Rembrandts, ebenso viele Bildnisse Frans Hals', ferner van Dyck, Teniers, Ruisdael – es sind einige Namen, die damals aus privatem in den öffentlichen Besitz übergingen.

Manchmal lesen wir auf den Bildetiketten „Geschenk des Kölnischen Kunstvereins“ (z. B. zur Wiedereröffnung des Museums 1957: Edgar Degas „Tänzerin“) oder des Museumsvereins (zur Eröffnung 1861: Gottlieb Schicks „Eva“), des Vereins der Freunde des Wallraf-Richartz-Museums (1930: Meister des Tucheraltars) oder noch unpersönlicher: „Geschenk Kölner Kunstfreunde“ (Edvard Munchs „Vier Mädchen auf der Brücke“ oder Rubens' „Juno und Argus“). In diesen Fällen verbergen sich hinter diesen mehr oder weniger anonymen





Wilhelm Leibl (1844-1900), Ausschnitt aus „Küche in Kutterling“. Erworben zum 50. Geburtstag des Museums



Halle im Erdgeschoß des Museums. Im Hintergrund: J. Thorn-Prikker, „Adam und Eva“, links: Auguste Rodin, „Das eiserne Zeitalter“, rechts: Auguste Renoir, „Venus Vitrix“



Honoré Daumier (1810-1879), „Die grandiose Verhöhnung des Bonapartismus“. Stiftung von Eugen und Elisabeth Reintjes (1960)

Etikettierungen kleine Gemeinschaften kunstinteressierter Menschen. Auch hinter „Farbenfabriken Bayer Leverkusen“ (Max Beckmann „Bildnis Dr. F. Reber“) oder Gutehoffnungshütte Oberhausen (Gustave Courbet „Meeresstrand“), hinter Klöckner-Humboldt-Deutz AG (Lovis Corinth „Geburtstagsstilleben“), Firma Felten und Guillaume Köln (Max Liebermann „Reiter und Reiterin am Strand“) und Chemische Fabrik Kalk (Dirck Hals „Cellospieler“) steht die neue Gesellschaft, wie sie an der Wiege fürstlicher Museen kaum denkbar war. Welche soziologischen Wandlungen, auch an anscheinend nebensächlichen Beschriftungen im Museum ablesbar.

Bei einem Kölner Meister des 15. Jahrhunderts (Passionsaltar) heißt es schlicht und einfach: Aus der Sammlung Johann Georg Schmitz, – und wir wissen, wie gerade dieser Name ein Symbol des Kölner Bürgers ist. Daneben treten ein Kommerzienrat Dr. R. von Schnitzler mehrmals in Erscheinung, dann dessen Erben; auch Künstler selbst sind als Stifter da: Wilhelm Leibl, Emilio Greco, ferner die Witwe des berühmten Sulpiz Boisserée, der Fabrikant Lindgens und zahlreiche Besitzer von Kunsthäusern und Privatgalerien aus Köln, Düsseldorf und München, deren Namen hier nicht im einzelnen genannt werden können. Eine Sammlung sei jedoch noch hervorgehoben: Rechtsanwalt Dr. J. Haubrich bereicherte das Museum um eine Abteilung moderner Malerei und Plastik. Die Schenkung wiegt doppelt, da gerade die moderne Kunst auch hier von den nazistischen Bilderstürmern verstümmelt wurde. Bedrückt stellt man fest, daß die aus dem Museum in den dreißiger Jahren entfernten van Gogh, Gauguin, Picasso u.a. nie wieder zurückkehren werden; zumindest einige Liebermanns nehmen ihren Platz – dank der Schenkung Dr. Haubrachs – wieder ein. Und wer gehört noch zu dieser Sammlung? Chagall, Franz Marc, Otto Mueller, Kirchner, Heckel, James Ensor, Max Ernst, Utrillo, Maillol, Kokoschka, Barlach, Lehbruck, Gerhard Marcks, Nolde, Dix und viele andere.

Man kreidet den heutigen Menschen viele Schwächen, nicht zuletzt auch Egoismus an.



Carl Hofer (1878-1955), „Maskerade“, Schenkung von Dr. Haubrich 1946

Aber in dieser Chronik der Stifter mag man erkennen, daß es viele, sehr viele gibt, die dem Nächsten, dem keine Mittel zum Kunsterwerb zur Verfügung stehen, Freude durch Kunstwerke spenden möchten. Wie sehr diese Bereitschaft dem kunstinteressierten Mitmenschen gegenüber gerade in jüngster Zeit vorhanden ist, bot der 100. Geburtstag des Wallraf-Richartz-Museums. Den Reigen der Stiftungen leitete ein niederländischer Sammler, Eugen Reintjes, ein, indem er der Stadt Köln herrliche mittelalterliche und neuzeitliche Kunstwerke und Kunstgewerbe überließ. Es folgte das Land Nordrhein-Westfalen mit einer seltsamen Kostbarkeit: Simone Martinis „Maria mit dem Kinde“ (um 1320). Als ständige Leihgaben wurden Peter Paul Rubens „Der Künstler im Kreise der Mantuaner Freunde“ und Hercules Seghers „Blick auf Brüssel“, Meisterwerke aus dem 17. Jahrhundert, präsentiert. Das von Picasso illustrierte Buch über den Stierkampf (26 Originalgrafiken) stammt von den „Freunden des Wallraf-Richartz-Museums“.

Und dann noch weitere berühmte Namen und Werke: Ruysdael, die Impressionisten Pissarro, Monet und Degas, ferner Gauguin und Vuillard, Kirchner und Léger, die „Lesende“, eine Bronze von Lipschitz, und eine Stahlplastik von dem Berliner Hans Uhlmann. Alles in allem ein Wert von etwa vier Millionen Mark.

Wer verfolgt hat, wie schwer erstklassige Kunstwerke auf dem Markt noch aufzutreiben und in wie gigantische Höhen die Preise in den letzten Jahrzehnten geklettert sind, wird beglückt sein, daß man diese Gemälde heute noch auftreiben konnte – in London und Düsseldorf, in Zürich und Köln, in New York und Bremen.

Welch herrliche Geburtstagsgeschenke – im Grunde für alle, die es sich leisten können und sich Zeit nehmen, um in diesem Museum vor den Werken zur Kunst und zu sich zu finden.



Jaques Lipschitz, geb. 1891, „Die Lesende“, erworben 1961

Die Abreise

Von Este

Der Zug stand in der Halle. Es war kurz vor der Abfahrt. Theresa und ihre Freundin Klara wollten aus den Ferien heimfahren. Kopf an Kopf sahen sie aus ihrem Abteiffenster. Theresa, die sehr romantisch veranlagt war, meinte plötzlich: „Hast du nie im Traum daran gedacht, wie nett es sein könnte, wenn man bei der Abfahrt einem Herrn Abschiedsgrüße zuwinkt, den man noch nie gesehen hat und dem man nicht wieder begegnen wird?“

Klara war ernster veranlagt und konnte darin überhaupt keinen Reiz sehen. Sie wehrte ab: „Ich finde, das ist ein ganz alberner Einfall. Wie leicht kann man sich durch so etwas kompromittieren!“ „Aber Klara“, beharrte Theresa auf ihrem Einfall. „Der Zug fährt in einigen Minuten ab, der Unbekannte in der Menge kann gar nicht wissen, wer du bist. Man muß nur den richtigen Moment abpassen, wenn der Zug anfährt und niemand mehr einsteigen kann.“

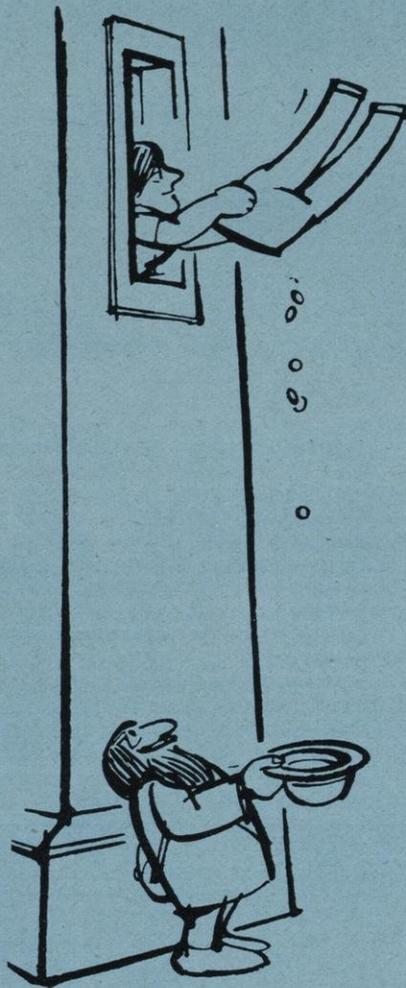
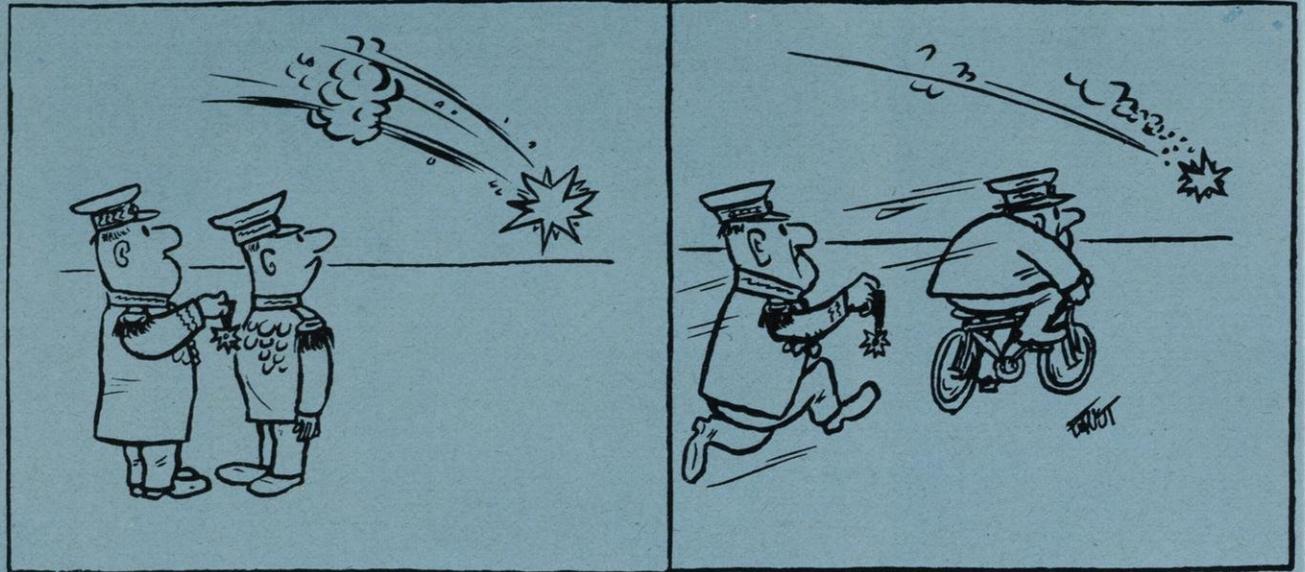
So lehnte sich Theresa zum Fenster hinaus und sah den Bahnsteig entlang. Es war bei ihrem verwöhnten Geschmack nicht leicht, das geeignete Objekt zu finden. Eben hatte sie einen jungen Mann entdeckt, aber als er näher kam, fand sie ihn töricht aussehend und nicht elegant genug, um ihren letzten Abschiedsgruß zu empfangen. Plötzlich blitzten ihre Augen triumphierend auf, und sie machte Klara auf einen hochgewachsenen schlanken Herrn aufmerksam, der suchend an den Fenstern entlangkam.

„Sieh nur“, flüsterte Theresa aufgeregt, „wie gut er aussieht! Mir ist so, als hätte ich ihn schon irgendwo einmal gesehen. Aber vielleicht nur im Traum. Vielleicht sucht auch er die Frau seiner Träume?“

In diesem Augenblick fuhr der Zug an. Theresa rief leise: „Addio, addio, du Unbekannter, der vielleicht meine große Liebe hätte sein können!“ Dazu winkte sie begeistert mit ihrem Spitzentäschentuch und machte Zeichen zu dem jungen Mann, der wie närrisch neben dem Zug her rannte.

„Zu spät“, lächelte Theresa, „du kannst mich nicht mehr erreichen!“ Fast wollte sie sich der Rührung überlassen, während Klara dem Himmel dankte, als sie aus der Halle heraus waren. Plötzlich aber hielt der Zug und fuhr wieder zurück. Er hatte nur rangiert. Theresa starrte zum Fenster hinaus und sah gerade, wie der junge Mann eine Tür aufriß und in den Zug sprang. Klara, die das auch beobachtet hatte, wurde blaß und sagte entsetzt: „Mein Gott, siehst du nun endlich ein, was du mit deinem Unsinn angerichtet hast?“

Theresa schwieg. Auch ihr war nicht sonderlich zumute. Eigentlich freute sie sich, daß das „Schicksal“ eingegriffen hatte. Doch empfand sie auch eine leise Beunruhigung und wußte nicht, für welches Gefühl sie sich entscheiden sollte. Da wurde die Abteiltür aufgerissen, der junge Mann stand vor ihnen. „Ich danke Ihnen sehr, daß Sie mir gewinkt haben, sonst hätte ich Sie in dem Gewühl bestimmt nicht so schnell gefunden. – Sie hatten wohl auch schon bemerkt, daß Sie bei uns einen Tag zu wenig bezahlt haben? Hier ist die Rechnung.“ In diesem Augenblick wußte Theresa, daß sie diesen eleganten jungen Herrn niemals im Traum gesehen hatte, sondern im Restaurant des Hotels, wo sie ihre Ferien mit Klara verlebt hatte und wo er korrekt seine Funktionen als Oberkellner ausübte.



Camper



Aus dem Italienischen von Eilfriede Mechnig